

QVR

QUO VADIS ROMANIA? ZEITSCHRIFT FÜR EINE AKTUELLE ROMANISTIK

Entstehung von Sprachen

AUTORINNEN

Klaus Bochmann / Max Doppelbauer / Fernand Fehlen /
Hans Goebel / Georg Kremnitz / Lisa Pfurtscheller

VARIA

Justo Bolekia Boleká / Hans Fernández

REZENSIONEN

Barbara Czernilofsky-Basalka / Georg Kremnitz

Redaktion:

Peter Cichon (Leitung, Finanzen), Barbara Czernilofsky-Basalka (technische Ausführung), Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Georg Kremnitz, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister

korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich

Administration: David Stockhammer / Karin Kögler

Grafik: Astrid Young

Druck der Separata: Riegelnik

Adresse der Redaktion:

QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Bankverbindung: Bank Austria Wien

IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100

BIC: BKAUATWW

Mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

ISSN: 1022-3169

QVR 45/2015

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

- Max DOPPELBAUER & Georg KREMnitz, Entstehen Sprachen, oder werden sie gemacht?5

Artikel:

- Georg KREMnitz, Sprachen entstehen und verschwinden wieder. Einige teilweise noch provisorische Reflexionen.....7
- Hans GOEBL, Sprach- und wissenschaftsgeschichtliche Anmerkungen zum Problem der „Entstehung“ des Korsischen..... 23
- Klaus BOCHMANN, Das Moldauische. Vom langsamen Sterben einer neuen Sprache 54
- Fernand FEHLEN, Der ungeplante Ausbau des Luxemburgischen im Spannungsfeld von Germania und Romania 65
- Lisa PFURTSCHELLER, Le développement d'une langue nouvelle: Le nouchi, une langue mixte de la Côte d'Ivoire 81

Varia:

- Justo BOLEKIA BOLEKÁ, Identidades etnoculturales de Guinea Ecuatorial.. 93
- Hans FERNÁNDEZ, Von Bayern gen Polynesien: Bewegungen und Zusammenleben in der Philologie des Kapuziners Sebastián Englert..... 101

Rezensionen:

- Barbara CZERNILOFSKY-BASALKA: Griessner, Florika/Vignazia, Adriana, (Hg.), 2014. *150 Jahre Italien*. Themen, Wege, offene Fragen. Wien: Praesens Verlag, 413 S. 116
- Georg KREMnitz: Klump, Andre/Kramer, Johannes/Willems, Aline (éds.), 2014. *Manuel des langues romanes*. Berlin/Boston: de Gruyter (Manuals of Romance Linguistics, vol. 1), X+755 pp. 120

Entstehen Sprachen, oder werden sie gemacht?

Max DOPPELBAUER & Georg KREMnitz, Wien

Die Beschäftigung mit dem „Entstehen von Sprachen“ oder der „Sprachentstehung“ suggeriert, man behandle einen natürlichen Prozess – einen Lebenszyklus der Natur. Sprache wäre so ein biolog(ist)isches Phänomen, das – einer Pflanze gleich – zuerst entsteht, dann zur Blüte (oder mehreren) gelangt und schließlich stirbt. Nicht nur die Internet-Enzyklopädie Wikipedia schlägt als Gegenteil der *Sprachenentstehung* den *Sprachtod*¹ vor. Würde man dieses begriffliche System übernehmen, würde sich vieles vereinfachen, Komplexitäten würden hinter der Allgewalt der Natur verschwinden.

Auch wenn Aspekte von Sprachen mithilfe von biologischen Instrumenten, dem Sprechapparat beispielsweise, produziert werden, so darf ihre gesellschaftliche Dimension, vielleicht sogar die identitäre, nie ausgeblendet werden. Menschen sind biologische Wesen, können als solche aber kreativ werden, und genau das tun sie im Umgang (auch) mit ihren Sprachen innerhalb ihrer Gesellschaften. Das Sprechen gehört dem gesellschaftlichen Bereich an, es ist – vor allem – kulturell geprägt.

Einerseits führen eher unbewusst ausgeführte Änderungen innerhalb der Kommunikationsprozesse zum Phänomen des Sprachwandels. Andererseits können SprecherInnengemeinschaften willentlich und bewusst die Veränderung der eigenen Sprache (oder die der anderen, die man auch benutzt) herbeiführen. Vielleicht führen auch Faktoren, wie die Verwendung von mehreren Sprachen innerhalb einer Gesellschaft (oder Kommunikationsgemeinschaft) und der sozialen Hierarchisierung derselben dazu, dass kommunikative Strategien aus der einen Sprache in die andere übernommen werden.

Es ist aber immer der Mensch, der aus gewissen Interessen heraus die Grenzen zieht. Die Grenzen zwischen Varietäten und Sprachen, die Grenzen zwischen Sprachen selbst. Es können praktische Interessen ebenso sein wie identitäre, auch irrationale. Somit ist das Entstehen von Sprachen immer *auch* als Willensbildung einer SprecherInnengemeinschaft zu betrachten. Und diese Dialektik zwischen scheinbar „natürlichem“ also unbewusstem Sprachwandel und willkürlich-bewusster Kreation von Sprache sollte stets von beiden Seiten ausgeleuchtet werden.

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Sprachenentstehung>

Sprachen sind keine Wesen, die zur Welt kommen und sterben, sie sind eine Momentaufnahme des komplexen Prozesses der Kommunikation, (wobei hier selbstverständlich auch die Demarkation zur Kommunikation zu zählen ist), genauso wie die Summe von vergangenen kommunikativen Praxen und Erfahrungen. Vielleicht handelt es sich hier um ein gemeinschaftliches Gedächtnis einer Gesellschaft, das außerhalb des biologischen Körpers stattfindet und auch außerhalb gespeichert wird, nämlich in der kommunikativen Praxis. Endet diese kommunikative Praxis, löscht sich die Speicherung des Mediums ganz von selbst aus. Kollektiv akkumuliertes Wissen, Erfahrungen, etc. verschwinden von selbst durch Nicht-Benützung (außer sie wurden schriftlich oder mit anderen Medien festgehalten – allerdings ist der Zugang dazu nur noch indirekt möglich).

Man muss kein sterbendes Wesen betrauern; betrauern muss man den Verlust eines Schatzes, der die kommunikativen Praxen einer Gemeinschaft beinhaltete, die so nicht mehr existiert. Anderes könnte an ihre Stelle getreten sein. Und ebenso entstehen auch neue Gemeinschaften mit neuen kommunikativen Medien, Praxen und Instrumenten.

Dieser kreative Prozess soll das Thema der vorliegenden Nummer sein. Nach einem theoretischen Grundgerüst (Kremnitz) haben wir VertreterInnen aus verschiedenen romanischen Feldern nach ihrer sprachlichen Entstehungsgeschichte gefragt und präsentieren hier: das Korsische (Goebel), das Moldauische (Bochmann), das Luxemburgische (Fehlen) und das Nouchi (Pfurtscheller). Der Varium-Beitrag (Bolekia Bolekà) schließt hier direkt inhaltlich an; er beschreibt die ethnische Kulturation von Äquatorialguinea, einer Erfindung Spaniens, die sich heute neu zu positionieren und zu definieren versucht.

Sprachen entstehen und verschwinden wieder Einige teilweise noch provisorische Reflexionen

Georg KREMnitz, Wien

Gewöhnlich liest man viel vom *Verschwinden* von Sprachen, fälschlich wird auch gerne mit einem biologistischen Bild von ihrem (*Aus-*) *Sterben* gesprochen. Immer wieder bringt die Presse aufgeregte Meldungen, dass immer mehr Sprachen nicht mehr gesprochen werden. Gewöhnlich liest man indes kaum etwas davon, dass auch neue Sprachen auftauchen. Im Folgenden will ich einige Aspekte dieser Dialektik diskutieren; sie sollen auch deutlicher machen, warum ein solches Missverhältnis zwischen den beiden Beobachtungen besteht und auf das Phänomen der Sprachentstehung aufmerksam machen.

1. Die Zahl der Sprachen

Es scheint unabweisbar: die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen geht zurück, manche Hochrechnungen gehen davon aus, dass gegen Ende dieses Jahrhunderts allenfalls noch die Hälfte der heute gesprochenen ca. 6000 Sprachen auf der Erde verwendet wird. Wer immer sich mit Sprachen nachhaltiger beschäftigt, stellt fest, dass zahlreiche Sprachen an Sprechern verlieren, bis sie irgendwann als Kommunikationsmittel gar nicht mehr verwendet werden. Im Bereich der romanischen Sprachen gehört etwa das Dalmatische in diese Liste, dessen letzter Sprecher, Antonio Udina, genannt Bubur, 1898 gestorben ist – „zum Glück“ erst, nachdem Matteo Bartoli (1873-1946) eine große Monographie über die Sprache hatte schreiben können¹. Schon länger wird das Romanische in Vorarlberg nicht mehr gesprochen; es war den anderen alpenromanischen Varietäten oder Sprachen ähnlich. Die Liste ließe sich, auch in der Romania, verlängern.

Sprachen verschwinden gewöhnlich relativ langsam: die generationelle Weitergabe wird schwächer und schließlich ganz unterbrochen, es gibt immer weniger Anlässe der Sprachverwendung, so sinkt die Zahl der Sprecher und das

¹ Bartoli, Matteo, 1906. *Das Dalmatische*. Altromanische Sprachreste von Veglia bis Ragusa und ihre Stellung in der apennino-balkanischen Romania. Wien: Hölder, 2 vol. Später hat sich vor allem Žarko Muljačić der Erforschung dieser nicht mehr gesprochenen Sprache gewidmet.

Kommunikationsvolumen. Der Sprachgebrauch kann auch durch den mehr oder weniger bewussten Sprachwechsel von Sprechergruppen enden, gewöhnlich aufgrund einschneidender gesellschaftlicher oder politischer Ereignisse; in diesen Fällen geht er rascher vor sich. Der Hauptgrund für das Verschwinden von Sprachen liegt darin, dass ihre Sprecher keinen hinreichenden Grund zu ihrer Verwendung mehr sehen, weil sich die Bedingungen der Kommunikation verändert haben. Dafür können politische Ereignisse verantwortlich sein, aber auch wirtschaftliche Veränderungen, usw. In Zeiten der Globalisierung wie heute (wir vergessen allerdings zu leicht, dass ihre Anfänge schon in der frühen Neuzeit liegen) werden solche Tendenzen massiver. Allerdings sind sie nicht die einzigen Gründe für die Verringerung der Zahl der gesprochenen Sprachen. Darauf wird noch einzugehen sein.

Es gibt indes auch gegenläufige Auffassungen: das *Summer Institute for Linguistics* (SIL), eine US-amerikanische, mehr oder weniger private Organisation, die von fundamentalistischen protestantischen Kreisen gegründet wurde und sich darum bemüht, das Neue Testament in möglichst vielen (potentiell allen) Sprachen zu verbreiten, veröffentlicht in regelmäßigen Abständen Listen der auf der Erde gesprochenen Sprachen². Erstaunlicherweise werden diese Listen immer länger, laufen also den eben erwähnten Trends entgegen: zählte die 13. Auflage von 1996 „etwa 6700 Sprachen“, so kommt die 18. von 2015 bereits auf 7106³. Ob sich die etwa 400 zusätzlichen Sprachen (das sind immerhin über 6%) durch Neuentdeckungen erklären oder auf andere Gründe zurückzuführen sind, ist nicht klar. Allerdings sind die Zahlen mit einiger Vorsicht zu betrachten, denn *Ethnologue* hat eine starke Tendenz zu einer *fragmentierenden* Darstellung. Das soll bedeuten, dass in einem gegebenen Gebiet eine möglichst große Zahl von Sprachen aufgezählt wird. Für Österreich bedeutet das etwa

² Vgl. Sander, Clemens August, 2006. *Den Täufern des Wortes auf der Spur*. SIL International/Wycliffe Bible Translators und die Kontroverse um die Christliche Sprachwissenschaft und Mission. Sprach- und sozialphilosophische Analyse und Hintergründe. Wien: unveröffentlichte Diplomarbeit.

³ Grimes, Barbara F. (ed.), ¹³1996. *Ethnologue*. Languages of the world. Dallas: SIL International; Lewis, M. Paul/Simons, Gary F./Fennig, Charles D. (eds), ¹⁸2015. *Ethnologue*, etc. Abrufbar unter: <http://www.ethnologue.com> (5.IV.2015).

eine Liste von elf autochthonen Sprachen (die Sprachen der Zuwanderung werden gesondert aufgeführt)⁴, für Deutschland nicht weniger als 27⁵. Kriterien für die Einteilung werden nicht angegeben. Die Listen für die Staaten der europäischen Romania sind ähnlich umfangreich⁶, wobei die Unterscheidung zwischen autochthonen Sprachen und solchen von Zuwanderern nicht immer klar eingehalten wird. Wenn nun bereits in vergleichsweise vertrauter Umgebung die Kriterien für die Sprachlisten nicht deutlich sind, so muss man natürlich im Hinblick auf exotischere Gebiete mit weiteren Überraschungen rechnen.

Das Problem dieser Zählweise besteht darin, dass auf *kommunikative* Zusammenhänge keine Rücksicht genommen wird, dass zwischen Sprachen und Varietäten nicht unterschieden wird, auch dort, wo dieser Zusammenhang für die Sprecher eine *communis opinio* ist (siehe die Beispiele von Österreich und Deutschland). Diese fragmentierende Zählweise dürfte dazu führen, dass die Zahl der wirklich gesprochenen Sprachen aufgebauscht wird. Das ist zwar bei gesicherten kommunikativen Verhältnissen kein wirkliches Problem, dort jedoch, wo das SIL seine eigentliche Aufgabe sieht, in Gebieten nämlich, deren Sprachen nicht verschriftet sind, ist die Gefahr groß, dass miteinander in einem kommunikativen Zusammenhang stehende Varietäten unterschiedlich verschriftet werden; damit kann leicht der kommunikative Zusammenhang geschwächt, in Extremfällen unterbrochen werden. Wo zwei Varietäten gesprochen wurden, deren Sprecher sich gegenseitig verstanden, gibt es plötzlich zwei Sprachen, deren Sprecher sich, aufgrund des Sprachwandels, immer weniger verstehen. Abgesehen davon kostet diese Einstellung unnötig Geld.

Die Gründe für diese fragmentierende Sprachenpolitik könnten verschiedene sein: während man Interpretationen im Zusammenhang mit der Symbolik um den Turmbau zu Babel wohl als abwegig ansehen darf, könnten bloße Ignoranz, eine Sucht nach der möglichst großen Zahl von Verschriftungen, oder

⁴ Die Liste führt auf: Alemannic, Austrian Sign Language, Bavarian, Croatian, German, Hungarian, Romani Sinte, Slovak, Slovene, Swabisch, Walser. Erstaunlicherweise fehlt das Tschechische, obwohl es in Österreich eine anerkannte Minderheitensprache ist. Die Nennung der deutschen Varietäten als eigene Sprachen bläht die Liste auf.

⁵ Diese Liste sieht folgendermaßen aus: Alemannic, Bavarian, Danish, Northern Frisian, German Sign Language, German, Kabardian, Kölsch, Limburgisch, Luxemburgisch, Mainfränkisch, Pfaelzisch, Plautdietsch, Polish, Romani Balkan, Romani Sinte, Romani Vlax, Saterfriesisch, East Saxon – Low Frisian, Low Saxon, Upper Saxon, Lower Sorbian, Upper Sorbian, Swabian, Westphalian, Yeniche, Western Yiddish. Auch diese Liste wartet für jeden nur einigermaßen mit der Situation Vertrauten mit einigen Überraschungen auf.

⁶ Für Frankreich werden 25 autochthone Sprachen angegeben, von denen zwei nicht mehr gesprochen würden, für Spanien 15, für Portugal 10, für Italien 36 und für Rumänien 23.

– hier wird es sehr viel ernster – der Versuch, bestehende Kommunikationsräume zu unterbrechen und auf diese Weise zum verstärkten Gebrauch von (internationalen) Vehikularsprachen hinzuwirken, eine Rolle spielen. Damit wäre das erzielte Resultat dem erklärten Ziel diametral entgegengesetzt. Selbst wenn man diese Absicht nicht unterstellt, das Ergebnis kommt ihr oft nahe. Auf jeden Fall liegt einer der Gründe für diese Haltung in einer Sprachkonzeption, die die Bedeutung der *Kommunikation* weitgehend außer Acht lässt.

Man wird aus diesen Gründen die Listen von *Ethnologue* nur mit großer Vorsicht zur Einschätzung sprachlicher Situationen und Tendenzen heranziehen können. Wahrscheinlich bleibt es bei der ursprünglichen Vermutung: in unserer Zeit werden mehr Sprachen aufgegeben als dass neue entstehen.

Allerdings gibt es andere Verzerrungsfaktoren: das Auftreten neuer Sprachen vollzieht sich lange Zeit ganz allmählich und fast unbemerkt, während das Verschwinden von Sprachen (heute) eher Aufsehen erregt. Unsere „Event-Kultur“ bevorzugt momentane Ereignisse, länger währende, unspektakuläre Entwicklungen geraten kaum in das Blickfeld der Medien. Daher soll im Folgenden der Sprachentstehung Aufmerksamkeit gewidmet werden, wenn auch eine Geschichte der sprachlichen Kommunikation die Grenzen eines solchen Beitrages bei weitem sprengen würde.

2. Voraussetzungen des Sprechens: Kommunikation und Demarkation

Alle Lebewesen kommunizieren mit ihrer Umwelt und schlagen dabei oft unerwartete und vielfältige Wege ein. Dabei wird deutlich, dass die Kommunikationsformen umso diffuser sind, je weniger „entwickelt“ ihre Sender/Empfänger sind. Höher entwickelte Lebewesen kommunizieren vor allem auf zwei Wegen: durch Bewegungen/Gesten und durch Laute. Andere Formen der Kommunikation können hinzutreten, sind aber (nur für uns Menschen?) weniger definiert und daher schwieriger interpretierbar: dazu können Änderungen im Verhalten ebenso gehören wie andere Manifestationen (sehr viele Tiere kommunizieren unter anderem mit Hilfe des Verdauungs- und Ausscheidungsapparates, allerdings ist diese Kommunikation dann gewöhnlich nicht auf einen bestimmten Partner *gerichtet*). Zwei Feststellungen sind notwendig: erstens fällt die große Zahl der Kanäle für die Kommunikation auf, die sich einer einfachen Systematisierung entgegenstellen, zweitens der Umstand, dass die kommunikative Verwendung immer eine *sekundäre* ist, die sich anderen Körperfunktionen

sozusagen ergänzend überstülpt⁷. Potentiell kann nahezu *alles* zur Kommunikation dienen (und der Umgang mit traditionellen Völkern liefert dafür reiches Anschauungsmaterial⁸), allerdings sind diese „Mitteilungen“ nicht an bestimmte Partner gerichtet, sondern können jeden potentiellen Adressaten erreichen. Solche Formen der Kommunikation finden sich auch in unseren, der Natur stark entfremdeten Gesellschaften, wir messen ihnen gewöhnlich auf der Ebene des Bewusstseins nur geringe Bedeutung zu⁹.

Nach dem heutigen Stand der Forschung ist anzunehmen, dass sich unsere Sprachen zunächst in engem Zusammenhang mit Gesten entwickelt und dann wohl verselbständigt haben, da dieses System der Kommunikation dem anderen als überlegen empfunden wurde¹⁰. Für die weitere Ausbildung des Kommunikationsapparates dürfte wohl die hohe Bedeutung der Kooperation eine Rolle gespielt haben, die bei Menschen (angeblich) stärker entwickelt ist als bei anderen Primaten¹¹. Kooperation macht (präzisere) Kommunikation zur Verbesserung der angestrebten Ergebnisse in einem weit höheren Grade notwendig als isoliertes Vorgehen. Wenn die Kooperationsthese stimmt (und wenig spricht dagegen), dann dürfte sie für den Ausbau der Kommunikationssysteme des Menschen eine erhebliche Rolle gespielt haben. Die Einzelheiten können hier nicht verfolgt werden.

In dem Maße, in dem die Menschen allmählich aus dem Bereich der Natur heraustreten, sich diese „untertan“ machen und damit Kultur aufbauen und immer stärker zu Kulturwesen werden, entwickeln sie nach und nach ein zunehmendes Bewusstsein von sich selbst – wir nennen es *Persönlichkeit* oder moderner *Identität*. Dieses Bewusstsein enthält ein Element der Abgrenzung des Einzelnen gegenüber allen Anderen; insofern kann es eine gewisse Gefahr für das eben erwähnte Prinzip der Kooperation bedeuten, vor allem dann und dort, wo es sich auf ganze Gruppen bezieht. Es kann uns im Extremfall, wenn die

⁷ Vgl. Lafont, Robert, 1994 [2007]. *Il y a quelqu'un*. La parole et le corps. Montpellier : Praxiling [Limoges : Lambert-Lucas], vor allem Kap. 1.

⁸ Zu möglichen Kommunikationswegen vgl. etwa Diamond, Jared, 2013. *Vermächtnis*. Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können. Frankfurt/M.: Fischer [aus dem amerikanischen Englisch übersetzt]. Diamond führt zahlreiche Beispiele an.

⁹ Dieser Absatz ist weitgehend übernommen aus: Kremnitz, Georg, 2014. „Sprachwissenschaft und Kommunikation. Einige Überlegungen“, in: *QVR*, no. 43, 8-22, hier S. 13. Der hier vorliegende Text führt einige der dortigen Gedankengänge weiter.

¹⁰ Vgl. etwa: Tomasello, Michael, 2009. *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp [amerikanisches Original 2008].

¹¹ Vgl. Tomasello, Michael, 2014. *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin: Suhrkamp [das amerikanische Original stammt aus demselben Jahr].

Kooperation in Konfrontation umschlägt, auf den Stand anderer, nicht kooperierender Primaten zurückwerfen.

Die Entwicklung der Identität hat für die (nicht nur sprachliche) Kommunikation wichtige Folgen: spätestens seit diesem Zeitpunkt dient diese zugleich dem In-Kontakt-Treten mit dem Anderen, aber auch der Abgrenzung von ihm. Eine Dialektik baut sich auf, bei der *Kommunikation* und *Demarkation*, Annäherung und Abgrenzung, wie die beiden Seiten einer Münze untrennbar miteinander verbunden sind¹². Im konkreten Fall kann ihr Gewicht unterschiedlich sein, sobald jedoch der Wert einer der beiden Größen auf null (oder unendlich) zuläuft, ist die Kommunikation im eigentlichen Sinne an ihr Ende gekommen. Ändert sich das Verhältnis der beiden, so ändern sich auch die Kommunikationsverhältnisse: eine Stärkung der Kommunikationsseite kann zur Ausweitung des Kreises der möglichen Kommunikationspartner und damit zur Vergrößerung der Kommunikationsräume führen (ein Phänomen, das wir in der zur Zeit sich abspielenden Globalisierung verstärkt erleben), eine Intensivierung der Demarkation kann zur Einschränkung der Zahl der potentiellen Partner führen (wie es sich derzeit bei nicht wenigen so genannten Minderheitensprachen beobachten lässt). Diese Veränderungen folgen den Regeln der Dialektik: eine Veränderung in die eine Richtung zieht eine entgegengesetzte nach sich; die Resultante ist nicht von vorn herein abschätzbar. Jeder Kommunikationsakt ist somit zugleich eine Hinwendung zum Anderen, aber auch eine Abwendung von ihm, ein Hinweis auf die nicht überbrückbaren Grenzen, die sich zwischen ihm und mir erstrecken.

In dem Maße, in dem das Instrument *Sprache* zusätzlich mit symbolischen Bedeutungen beladen wurde, nahm und nimmt die Bedeutung der Demarkation als Indikator dieser Grenzen zu. Das heißt: kulturelle – und damit letztlich auch ideologische – Entwicklungen spielen für seinen Ausbau eine erhebliche Rolle und sorgen zugleich dafür, dass in unterschiedlichen Gesellschaften Sprachen unterschiedliche Rollen zugewiesen werden. Die folgenden Überlegungen können daher nur für (West-) Europa gelten, Parallelen und Unterschiede zu anderen kulturellen Räumen wären noch herauszuarbeiten.

¹² In dieser Hinsicht können sie dem Verhältnis von *signifiant* und *signifié* bei Saussure verglichen werden.

3. Die Stufen der „Ideologisierung“ von Sprache in Westeuropa

Utz Maas hat vor vielen Jahren in einem grundlegenden Werk über Sprachpolitik den Satz geschrieben: „Sprachpolitik ist ein konstitutives Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft (und an diese gebunden)“¹³. Wahrscheinlich lässt sich der Satz heute nicht mehr mit dieser Absolutheit formulieren, denn (meist recht grobe) Ansätze zu Sprachenpolitik lassen sich auch in anderen Gesellschaften finden. Auf jeden Fall hat Maas mit allem Recht darauf hingewiesen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Rolle von Sprachen große Bedeutung haben.

Mir scheint, dass sich zwei Stufen von *ideologischer Aufladung* von Sprachen in der Geschichte Westeuropas erkennen lassen. Die erste fällt mit dem großen Umschwung um das Jahr 1500 zusammen, als sich in relativ kurzer Zeit die sozialen Verhältnisse verändern. Dazu gehört, wohl als eine Voraussetzung, die Erfindung des Buchdruckes in Europa, ferner die so genannten Entdeckungsreisen mit der „Entdeckung“ und Eroberung der Neuen Welt und der Schaffung von Stützpunkten längs der Küsten Afrikas und Asiens (kurz: mit der europäischen kolonialen Expansion), die Europas Gelehrte unter anderem mit vielen neuen Sprachen bekannt machen. Nahezu gleichzeitig bringt die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453 mit dem Islam eine andere, noch immer kulturell weiter entwickelte Gesellschaft in die Nachbarschaft, während die aus dem Oströmischen Reich geflohenen Gelehrten und Künstler wesentlichen Anteil an der kulturellen Erneuerung des Westens haben (nicht zuletzt bringen sie weitere, in Regeln gefasste Sprachen mit nach Westeuropa), die unter der Bezeichnung *Renaissance* subsummiert wird. Die bis dahin wenigstens als Prinzip geltende religiöse Einheit Westeuropas wird durch die Reformation ab 1517 aufgebrochen und mündet vielfach in blutige Bürgerkriege. Damit ist die bis dahin noch, wenn auch mühsam und eher als Prinzip aufrecht erhaltene Vormachtstellung des Kaisertums obsolet; ebenso wird die Rolle des Papsttums in Frage gestellt. Außerdem erledigt sich der Primat des Lateins, an dem durch die zunehmende Zahl schriftlicher Produktionen in den gesprochenen Sprachen¹⁴ schon seit langem „genagt“ worden war. Der Druck der ersten Grammatik ei-

¹³ Maas, Utz, 1989. *Sprachpolitik und politische Sprachwissenschaft*. Sieben Studien. Frankfurt/M.: Suhrkamp, hier S. 19 (der Text wurde zuerst 1980 in der Zeitschrift *Sprache und Herrschaft* publiziert).

¹⁴ Oder genauer gesagt: in aus diesen hervorgegangenen (verdinglichten) Schriftformen, die ihnen einen zusätzlichen symbolischen Wert bescherten.

ner gesprochenen Herrschaftssprache mit explizitem Normativierungsanspruch – der kastilischen Grammatik von Antonio de Nebrija im Jahre 1492¹⁵ – lässt den Ruf nach entsprechendem Ausbau anderer Herrschaftssprachen laut werden, und binnen weniger Jahrzehnte werden für viele (vor allem solche, die an regierenden Höfen verwendet werden, bisweilen aber auch für andere¹⁶) Sprachen die ersten Versuche von Referenzgrammatiken veröffentlicht. Die Veränderungen gehen mit rasender Geschwindigkeit vor sich und laufen gewöhnlich in parallelen Schüben ab, so dass für die Zeitgenossen oft die Resultante der Bewegungen kaum erkennbar ist; sie können auch hier nur nacheinander referiert werden, obwohl sie sich doch gegenseitig ständig beeinflussen. Man könnte von dieser Periode als einer Zeit der *Etatisierung* der Herrschaftssprachen sprechen.

Aus diesen Veränderungen erhebt sich eine neue Fragestellung für die Gelehrten (und Politiker): wenn der Platz des Lateins vakant geworden ist, welche Sprache soll/kann ihn dann einnehmen? Bereits nach kurzer Zeit kommt es zu einem Wettlauf, der dadurch verkompliziert wird, dass die vorherige Koexistenz von einer *lingua*, dem Latein, und einer Reihe von sprachlichen Formen, denen die Bezeichnung *lingua* gewöhnlich vorenthalten bleibt (sie werden meist als *idioma*, *sermo*, *loquela* bezeichnet), und die als nicht geregelt angesehen wurden, nun durch die Konkurrenz einer größeren Zahl von in zunehmendem Maße als regelgeleitet angesehenen Sprachen abgelöst wird, die miteinander um den/die ersten Plätze ringen. Im Unterschied zum Latein, das damals schon niemand mehr als Erstsprache verwendet und das damit zu allen gesprochenen Sprachen in (mehr oder weniger) gleichem Abstand steht, kämpfen nun gesprochene Sprachen – bzw. ihre Repräsentanten – um die neue Vormachtstellung; das verändert die Situation.

Das führt u.a. zu den Versuchen von Gelehrten und Dichtern der Zeit, eine Reihenfolge der Wertigkeit und Würdigkeit der Sprachen herzustellen. Dass es sich noch um eine Übergangssituation handelt, zeigt sich daran, dass die ersten Plätze gewöhnlich noch von den Sprachen eingenommen werden, in denen die biblischen Texte geschrieben sind, also Hebräisch, Griechisch und Latein, dass ihnen aber die jeweiligen Herrschaftssprachen folgen, wobei natürlich jeder Hof die *Seine* in den Vordergrund schiebt. Bisweilen spielen auch

¹⁵ Ich lasse hier die Normativierungsversuche des Altokzitanischen im 13. und 14. Jahrhundert außer Acht, weil sie sich zum einen noch nicht auf den Buchdruck stützen konnten, zum anderen aufgrund der weitgehenden Zerstörung der okzitanischen Gesellschaft nicht weiter verfolgt wurden und in Vergessenheit gerieten.

¹⁶ Seit dieser Zeit kann man in Europa zwischen *dominanten* und *dominierten* Sprachen unterscheiden.

andere Gesichtspunkte eine Rolle: so etwa 1578, wenn beim Einzug von Marguerite de Valois, der Frau des Königs Henri IV, in Nérac in der Gascogne der Dichter Salluste du Bartas (1544-90) drei Musen darüber diskutieren lässt, welcher von ihnen der Vorrang zukäme, der lateinischen, der französischen oder der gaskognischen, und diese letzte schließlich den ersten Platz davon trägt¹⁷. Damit soll gesagt werden, dass die Reihenfolge noch nicht völlig fixiert ist; sie kann noch auf lokale Besonderheiten Rücksicht nehmen, sie wird auch bis zu einem gewissen Grade von den Betroffenen noch als Spiel gesehen. Nicht zuletzt ist es ein Spiel von Gelehrten und Poeten; es betrifft die normalen Sprecher (noch) nicht (diese sind in der Tat meist nur *Sprecher* – lesen und schreiben können die wenigsten von ihnen). Dahinter steht jedoch ein politischer Anspruch auf eine Vormachtstellung, der diplomatisch durchaus ausgefochten wird. Dennoch: in dieser ersten Phase geht die Sprachenpolitik kaum über Grundsatzserklärungen hinaus, zu viel muss noch getan werden, um die Sprachen der Herrscher (nur um sie geht es!) konkurrenzfähig mit dem Latein zu machen.

Die zweite Welle der Ideologisierung erfolgt im Zusammenhang mit der Aufklärung und der Französischen Revolution. Es ist bekannt, dass der moderne Nationalismus nicht erst mit der Revolution beginnt, aber wesentliche Impulse von ihr erhält. Nach einer Zeit der Unsicherheit, in der die revolutionären Texte in die Sprachen Frankreichs übersetzt werden, um alle an der Revolution teilhaben zu lassen, wird das Bekenntnis zur Nation gleichgesetzt mit dem zur nationalen Kultur und damit auch zur nationalen Sprache. Bereits im Januar 1794 schleudert Barère vor dem Konvent das Anathema über (einige) der anderen Sprachen Frankreichs, das Bekenntnis zur französischen Nation schließt fortan auch das Bekenntnis zum Französischen ein. Die Kriege Bonapartes in Europa verbreiten dieses Verständnis, nur dass die Gegner Frankreichs sehr bald *ihre eigenen* Sprachen in derselben Weise verabsolutieren. Die (kommunikative) Verwendung der Sprache des Anderen, und somit die Verweigerung der demarkativen Abgrenzung, ob bewusst oder nicht, kommt fortan einem Verrat gleich, zumindest sehr nahe (es ist auffällig, dass die Teile Zentral- und Osteuropas, in denen der moderne Nationalismus sich erst später durchgesetzt hat, noch längere Zeit sprachlich weniger fixiert sind). Man könnte diese Phase als *Nationalisierung* der Sprachkonzeptionen bezeichnen.

¹⁷ Lafont, Robert/Anatole, Christian, 1970/71. *Nouvelle histoire de la littérature occitane*. Paris : PUF, 2 vol., pp. 299-300. Es gibt zahlreiche weitere Analysen, vgl. v. a. Gardy, Philippe, 1999. *La leçon de Nérac*. Du Bartas et les poètes occitans (1550-1650). Talence: Presses Univ. de Bordeaux.

Gleichzeitig wächst die Rolle des Staates in den jeweiligen Gesellschaften insgesamt. Dabei ist die folgende Beobachtung nicht unwichtig: diese Nationalisierung beginnt in Gesellschaften, deren Repräsentanten einen Staat hinter sich wissen, der die Durchsetzung des intendierten Kommunikationsmonopols in der Öffentlichkeit weitgehend zu erzwingen vermag. Gesellschaften, die nicht über den Rückhalt eines Staates verfügen, geraten in den Sog der staatlichen Assimilationspolitik und müssen daher – nahezu unausweichlich, wollen sie in *ihren* kulturellen Praxen weiterbestehen – für einen politischen Status kämpfen, der ihnen volle kommunikative Autonomie gestattet; und gerade ein solcher Status ist für einen sich zentralistisch verstehenden Nationalstaat schwer akzeptierbar.

Mit dieser Bewegung in zwei Schritten ist die demarkative Komponente der Kommunikation stark aufgewertet worden. Die Entstehung neuer Sprachen heute hat eine andere Bedeutung als etwa nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches oder auch nach dem Ende der faktischen Vormachtstellung des Heiligen Römischen Reiches. In der Vergangenheit standen kommunikative Aspekte im Vordergrund – die romanischen Sprachen entstanden, weil die kommunikativen Zusammenhänge des Weströmischen Reiches unterbrochen wurden, lange Zeit war den Betroffenen die Entstehung neuer Sprachen kaum bewusst, auch die Kreolsprachen entstanden primär aus kommunikativen Gründen: Sprecher, die plötzlich zueinander geworfen wurden, mussten möglichst rasch lernen, sich zu verständigen. Heute wollen die Sprecher neuer Sprachen vor allem als *eigene Gruppe* wahrgenommen werden und bezahlen zu diesem Zweck (bis zu einem gewissen Grad) auch den kommunikativen Preis einer Verringerung ihrer kommunikativen Reichweite.

4. Wie entstehen neue Sprachen heute?¹⁸

Klaus Bochmann unterscheidet in seinem grundlegenden Text zu dem Thema heutzutage vier Möglichkeiten der Entstehung neuer Sprachen. Er zählt folgende Möglichkeiten auf¹⁹:

1. Manche Sprachen werden von Sprachwissenschaftlern „entdeckt“ oder „erfunden“. In der Romania zählen dazu etwa, wie Bochmann schreibt, das Alpenromanische und das Frankoprovenzalische. Die

¹⁸ Bochmann, Klaus, 2005. *Wie Sprachen gemacht werden*. Zur Entstehung neuer romanischer Sprachen im 20. Jahrhundert. Leipzig/Stuttgart: Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften/S. Hirzel (Sitzungsberichte der Sächsischen AdW, Phil.-hist. Klasse, Band 139, Heft 4).

¹⁹ Für das Folgende: Bochmann, *op. cit.*, 12-15.

Existenz beider Sprachen wurde von Graziadio Isaia Ascoli (1829-1907) aufgrund rein innerlinguistischer Kriterien behauptet. Dabei sah er im ersten Falle drei bis dahin als voneinander unabhängig geltende Varietäten – Rätoromanisch, Ladinisch und Friulanisch – als Splitter einer einzigen untergegangenen Sprache an (deshalb der von mir, nicht von Ascoli, verwendete Begriff Alpenromanisch), während er im zweiten zwischen den beiden galloromanischen Sprachen Französisch und Okzitanisch (und im Osten der galloitalienische Varietät Piemontesisch) eine dritte Sprache, das Frankoprovenzalische, erkannte. Zu beiden Schlüssen gelang Ascoli ausschließlich durch die Auswertung damals vorliegender (relativ grober) dialektaler Untersuchungen; allerdings beruht die Festlegung der entscheidenden Unterschiede auf seiner persönlichen Urteilskraft. Das hat etwa dazu geführt, dass die Grenzen des Frankoprovenzalischen aufgrund von Unsicherheiten in den zu wählenden Kriterien in den letzten 140 Jahren mehrfach verschoben wurden²⁰.

2. Bestimmte Sprachen werden von der Politik „oktroiert“, meist ohne Konsens der Betroffenen. Dazu gehört laut Bochmann das Moldauische, das seit etwa 1927 in der damaligen Sowjetunion „aufgebaut“ und nach der neuerlichen Eingliederung Bessarabiens nach dem Zweiten Weltkrieg in die UdSSR dort, sowohl in der Moldauischen Sowjetrepublik als auch in Teilen der Ukraine, für verbindlich erklärt wurde. Es war als Gegensatz zum Rumänischen geschaffen worden und führte die kyrillischen Schriftzeichen wieder ein, die das Rumänische um 1860 aufgegeben hatte. Dadurch sollte die Bevölkerung Rumäniens entfremdet werden. Die sowjetische Sprachwissenschaft hat sich redlich Mühe gegeben und große Mittel aufgewendet, diese Sprache zu propagieren, allerdings war der Erfolg, aufgrund der sprachlichen Traditionen, aber auch des herrschenden Kalten Krieges, außerhalb des sowjetischen Machtbereichs sehr begrenzt²¹. In ähnlicher Weise hat das Franco-Regime in Spanien in seiner Spätzeit, manche seiner Anhänger auch noch später, in der *Transición*, als deutlich wurde, dass ein politischer Wechsel bevorstand bzw. in die Wege geleitet war, versucht, das Valencianische

²⁰ Ascoli, Graziadio Isaia, 1873. „Saggi ladini“, *Archivio Glottologico Italiano*, I, 1-556; id., 1878. „Schizzi franco-provenzali“, *ibid.*, III, 71-120.

²¹ Vgl. für einen ersten Überblick noch immer: Tagliavini, Carlo, 1972. *Le origine delle lingue neolatine*. Bologna: Pàtron, 357-362, v. a. Fn. 4. Daneben sei auf verschiedene grundlegende Arbeiten von Klaus Heitmann zu dem Thema verwiesen: auch Bochmann selbst hat sich immer wieder damit beschäftigt.

und das Balearische (vor allem das Mallorquinische) als vom Katalanischen verschiedene Sprachen zu propagieren. Während der Erfolg der Operation auf den Balearen begrenzt blieb, konnten sich die separatistischen Positionen in València, vor allem seit 1994 der *Partido Popular* die Mehrheit im dortigen Regionalparlament erhielt, nicht zuletzt aufgrund der Stützung durch die Regierung, weitgehend behaupten; im Moment scheinen sich die Wogen etwas zu glätten und manches deutet auf die Ausarbeitung eines Kompromisses hin.

3. Manche Sprachen werden „offiziell anerkannt“ und „entstehen“ somit erst durch diesen Akt der Anerkennung. Gewöhnlich gehen diesem Schritt Bemühungen von Teilen der betroffenen Sprachgemeinschaft voraus. Dazu gehört in der Romania etwa das Korsische, das seit 1974 von den französischen Behörden als vom Italienischen verschiedene Sprache angesehen wird. Dabei muss ein wenig auf die Vorgeschichte eingegangen werden: die Schriftsprache auf Korsika war seit dem späten Mittelalter das Italienische, zumal das Korsische linguistisch dem Toskanischen nahesteht. Noch im ganzen 19. Jahrhundert bevorzugten junge korsische Intellektuelle die italienischen Universitäten, erst gegen Ende des Jahrhunderts beginnen einige korsische Schriftsteller (vor allem Santu Casanova), ihre Sprache vom Italienischen abzugrenzen. Aber erst nach italienischen *Irredenta*-Forderungen und der Besetzung der Insel durch Italien im Zweiten Weltkrieg wird aus diesen Tendenzen allmählich eine Strömung, denn als 1951 in Frankreich die *loi Deixonne* verabschiedet wird, die einigen Sprachen der autochthonen Minderheiten eine schmale Tür zum staatlichen Unterrichtswesen öffnet, bleiben Korsika, das Elsass und Lothringen und Flandern von dieser Vergünstigung ausgeschlossen. Erst als viele Korsen den kommunikativen Bezug zum Italienischen aufgeben, dehnen die französischen Behörden per Dekret den Anwendungsbereich der *loi Deixonne* 1974 auch auf das Korsische aus. Etliche ähnliche Fälle lassen sich in Frankreich und Spanien, den beiden Sprachen mit den stärksten zentralistischen Traditionen, finden.
4. Etliche Sprachen sind „dank der Anstrengungen der Sprachgemeinschaft als solche durchgesetzt worden“. Sie sind, wie Bochmann schreibt, mit der Unabhängigkeit oder Autonomie ihrer Verbreitungsgebiete zu Offizialsprachen geworden. Er zählt vor allem eine Reihe von Kreolsprachen in diese Kategorie, etwa auf den Seychellen, in Haiti oder auf den Niederländischen Antillen; in anderen Fällen haben die

Kreolsprachen einen *de-facto*-Status als interne Verkehrssprachen. Allerdings muss hinzugesetzt werden, dass keine einzige dieser Sprachen *ausschließliche* offizielle Sprache geworden ist.

Bochmann geht implizit davon aus, dass alle diese Sprachen weniger aus kommunikativen als aus demarkativen Gründen entstanden sind, weshalb er im Titel seines Vortrags die Verbform „gemacht werden“ verwendet. Allerdings scheint es mir sinnvoll, die Entwicklungen in ihrem weiteren Verlauf zu betrachten, um die Erfolge abschätzen zu können.

5. Zum Schicksal der so entstandenen Sprachen

Den Beispielfällen der vier Gruppen scheinen recht unterschiedliche Schicksale beschieden. Betrachten wir einige der Sprachen, ich werde allerdings auch weitere Sprachen erwähnen.

Sprachen, die aufgrund interner Kriterien²² entdeckt wurden, können sich zwar teilweise in der wissenschaftlichen Diskussion behaupten, weniger als soziale Kommunikationswerkzeuge. Die Erkenntnisse Ascolis in Bezug auf die alpenromanische Einheit haben nicht dazu geführt, dass die drei betroffenen Varietäten zu einem Kommunikationsraum geworden wären, noch dass ihre Sprecher sich als Angehörige einer Sprachgemeinschaft verstehen. Für jede der drei Sprachen gibt es unterschiedliche Referenzformen (die Diskussion darüber ist noch nicht überall beendet), sie unterliegen verschiedenen gesetzlichen Situationen. Soweit ein kollektives Bewusstsein existiert, bezieht es sich auf die jeweils *eigene Gruppe* (sowohl im rätoromanischen wie im ladinischen Sprachgebiet sind die Loyalitäten teilweise noch kleinräumiger). Das „Alpenromanische“ ist keine gesellschaftliche kommunikative Größe (geworden). Auch im frankoprovenzalischen Sprachgebiet ist es kaum zu einer kollektiven Bewusstwerdung gekommen (die konsequentesten Verteidiger, die teilweise für die Sprache die Bezeichnung *Arpitanisch* verwenden, bilden eine winzige Minderheit), weniger noch zu ernsthaften Versuchen, die Sprache für die öffentliche Kommunikation zu verwenden. In der Schweiz sind die frankoprovenzalischen Varietäten heute fast ausgestorben, in Frankreich wird die Zahl der Sprecher auf wenige Tausend, dazu noch meist Menschen in höherem Alter geschätzt, nur im italienischen Aostatal ist die Situation etwas günstiger. Es scheint demnach, dass die Feststellung des Sprachwissenschaftlers alleine nicht genügt, um neue Sprachen zu „machen“.

²² Ich erinnere nochmals daran, dass bislang noch niemand eine Liste von Kriterien vorgelegt hat, die klar die Grenze zwischen Sprachen und Varietäten aufzeigen können.

Auch bei den durch Oktroi entstandenen Sprachen scheinen die Aussichten nicht besonders gut zu sein: das Moldauische wird heute im größten Teil seines Verbreitungsgebietes nach den Regeln der rumänischen Grammatik verwendet (nur in der Ukraine wird teilweise noch in kyrillischen Zeichen geschrieben), die Armut des moldauischen Staates und seine daraus folgende Unfähigkeit, eine konsequente Sprachenpolitik zu betreiben, führen dazu, dass die Frage als politischer Zankapfel dienen kann. Das bedeutet, dass die staatliche Entscheidung alleine auch nicht genügt. Auch die anderen von Bochmann erwähnten Beispiele deuten in diese Richtung (wobei der derzeitige Erfolg des Separatismus in València nicht eindeutig ist: zwar ist die offizielle Politik eindeutig, die Verteidiger der sprachlichen Einheit besetzen aber noch immer viele wichtige intellektuelle Positionen; am bedenklichsten für das Land dürfte indes sein, dass ein nicht unerheblicher Teil der valencianischen Intelligenz auswandert, viele von ihnen nach Barcelona).

Es ist bemerkenswert, dass in der von Bochmann aufgeführten Liste der offiziell anerkannten Sprachen ausschließlich solche Sprachen auftauchen, die einen minderen rechtlichen Status haben. In vielen Fällen hat der Betrachter den Eindruck, dass das gute alte Mittel des *divide et impera* wieder entdeckt wurde. Zwar kann das Korsische bislang gewisse Erfolge verzeichnen, sie gehen aber weniger auf die zurückhaltende staatliche Anerkennung als solche zurück, als auf den starken Druck, der von der Bevölkerung Korsikas ausgeübt wurde, da sie die Sprache als ein wichtiges Symbol der korsischen Gesellschaft betrachtet.

6. Schlussfolgerungen

Mir scheint, dass die Überlegungen von Klaus Bochmann die wichtigsten Aspekte der Sprachentstehung heute erfassen, dass man aber in manchen Punkten noch über seine Darstellung hinausgehen muss.

Ein Aspekt scheint mir dabei die Kommunikation zu sein: wo eine Varietät nicht als Kommunikationswerkzeug verwendet wird, hat sie nur bescheidene Aussichten auf längerfristigen Erfolg. Das (in diesem Heft behandelte) *Nouchi* in der Elfenbeinküste (Côte d'Ivoire) ist zunächst ein kommunikatives Instrument (dem allerdings, mindestens am Anfang, auch demarkative Elemente innewohnen). Wenn ihm heute von manchen eine große Zukunft vorausgesagt wird, so hat das zunächst damit zu tun, dass es spontan von immer mehr Sprechern verwendet wird. Möglicherweise lassen sich beim Aufkommen

neuer Sprachen trotz aller Tendenzen zur Globalisierung noch immer Unterschiede im Grad der Ideologisierung in den verschiedenen Teilen der Erde feststellen.

Wenn die Sprecher nicht eine Sprachpolitik vorwegnehmen oder wenigstens nachvollziehen, haben staatliche Entscheidungen nur begrenzte Wirkungen. Man hat es bei den Versuchen des Franco-Regimes gesehen, das Katalanische und Baskische zum Verschwinden zu bringen: heute ist die kommunikative Kompetenz der Sprecher in beiden Sprachen (trotz der widrigen Trends zur Globalisierung) sicherer als zuvor. In ähnlicher Weise stieß die Politik der Zerstörung der serbokroatischen (oder kroatoserbischen) Kommunikationsgemeinschaft auf die Akzeptanz weiter Kreise der Betroffenen in den heutigen vier Staaten Serbien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro; nur relativ kleine Gruppen sehen/sahen das als Verlust an²³. Auch die Aufwertung des Letzeburgischen zur ersten offiziellen Sprache durch das Gesetz von 1984 konnte – nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges – auf die Zustimmung der Betroffenen bauen. Und wenn heute eine Debatte um die politische Unabhängigkeit Kataloniens entbrannt ist, so liegt das nicht zuletzt daran, dass weite Kreise der Bevölkerung Kataloniens am Symbol der Sprache ihre Gegnerschaft zum Zentralismus der spanischen Regierungen festmachen²⁴.

Einige Bemerkungen zum Abschluss: genauso wenig wie Sprachen plötzlich von einem Tag auf den anderen verschwinden²⁵, entstehen neue Sprachen in kurzer Zeit. Kommunikative Habitus verändern sich nur allmählich, weshalb die Emergenz neuer Sprachen sich über längere Zeit erstreckt. Dabei kann es sich um die Entwicklung neuer sprachlicher Werkzeuge im Dienste der Kommunikation handeln (die gewöhnlich zunächst mit Begriffen wie Pidginisierung erklärt werden; daraus kann in weiteren Schritten eine Sprache zur Muttersprache von Gruppen werden), die möglicherweise in weiteren Schritten von gesellschaftlichen Instanzen akzeptiert oder gefördert werden, es kann sich aber auch um eine Reinterpretation vorhandener Kommunikationsformen handeln, die eines Moments – wiederum aus politischen Gründen – erfolgt; hier spielt vor allem die Demarkation eine Rolle. Sie kann sich sowohl nach „oben“, also

²³ Vgl. dazu noch immer Okuka, Miloš, 1998. *Eine Sprache – viele Erben*. Sprachpolitik als Nationalisierungsinstrument in Ex-Jugoslawien. Klagenfurt/Celovec, etc.: Wieser.

²⁴ Natürlich hat Klaus Bochmann Recht, wenn er darauf hinweist, dass sich bei den „neuen“ Sprachen „die Geschichte der großen Nationalsprachen [wiederholt], die sich bei genauer Analyse als eine Geschichte des Kampfes um den ‚Sprachbesitz‘, d.h. um das Monopol der normativen Regulierungen [...] erweist.“, K.B., *op. cit.*, 21.

²⁵ Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, wie Genozid oder die Vernichtung von ganzen Bevölkerungsgruppen durch Katastrophen.

gegenüber bisher dominanten Sprachen als auch nach „nebenan“ also gegen bislang als Varietäten einer einzigen Sprache angesehene Formen richten. Erst *kommunikative Praxis* und *Status* zusammen lassen neue Sprachen von einiger „Solidität“ d.h. mit einiger Aussicht auf dauerhaften Gebrauch entstehen. Denn solche Sprachen existieren dann nicht mehr nur durch die Praxis sondern auch durch metasprachliche Verwendung – in diesem Punkt sind die Positionen eines reinen Soziokonstruktivismus (Sprachen existieren *nur* im Gebrauch) nicht hinreichend²⁶, denn er fasst letztlich nur solche Sprachen ins Auge, die nirgends über einen offiziellen Status verfügen. Aber damit ist das Phänomen „Sprache“ noch nicht adäquat erfasst, denn große Teile der Kommunikation spielen sich in diesen mit offiziellem Status versehenen Sprachen ab.

Aus unterschiedlichen Gründen, meist indes aus demarkativen, entstehen auch vor unseren Augen neue Sprachen: wir müssen nur die Realitäten genau beobachten, um sie zu erkennen.

Oberwaltersdorf, 8. April 2015

²⁶ Vgl. etwa Blanchet, Philippe, 2014. Compte-rendu de : Kremnitz, Georg (dir.), 2013. *Histoire sociale des langues de France*. Rennes : PUR, in : *Revue d'Etudes d'Or*, n.s. no. 159, 2014, 91-92.

Sprach- und wissenschaftsgeschichtliche Anmerkungen zum Problem der „Entstehung“ des Korsischen

Hans GOEBL, Salzburg

1. Einbegleitung

Ich gehe davon aus, dass es heute unter Romanisten völlig außer Zweifel steht, dass dem Korsischen aus inner- und (vor allem) außerlinguistischer Sicht der begriffliche und klassifikatorische Rang einer romanischen „Sprache“ zu- steht, zumindest bei jenen, die über die empirischen Realitäten der Romania gut informiert sind. Vor 100 Jahren galt dieser Befund noch nicht, weder auf Korsika selber noch in der Romanistik bzw. in deren Kanones. Damals war das „Korsische“ – das man sich inner- und außerhalb der Insel als eine dialektal zwar gegliederte, aber vergleichsweise doch konvergente Sprachlandschaft vor- stellte – gerade dabei, sich nach dem weitgehenden Verlust des angestammten Schriftdachs des Italienischen ein eigenständiges, neues Dach in der Form einer proprialen Verschriftung zu schaffen. Es geschah dies vornehmlich in der seit 1896 von einem gewissen *Pierre-Toussaint* alias *Santu Casanova* (1850-1936)¹ her- ausgegebenen Zeitschrift namens *A Tramuntana*².

Damals bestand das auf Korsika erzeugte Schrifttum bereits zum Großteil aus französischen Texten und zu einem immer kleiner werdenden Teil aus ita- lienischen Elaboraten, deren Textsortenspezifika sich zudem immer mehr ver- engte. Seit dem Beginn der Dritten Republik (1870-1940) war die gesamte Be- völkerung Korsikas nach den ziemlich rigorosen pädagogischen Prinzipien von Jules Ferry (1832-1893) scholarisiert worden. Das hatte zum einen zur Konse- quenz, dass das Französische von sehr vielen Korsen leidlich geschrieben und auch gesprochen wurde, sowie zum anderen, dass dieses allenthalben als die „Super-Sprache“ (des Fortschritts, der Zukunft etc.) anerkannt und respektiert

¹ Zu einer Charakteristik dieser für die Ingangsetzung des Ausbaudiskurses des Korsischen so wichtigen Persönlichkeit siehe Etti 1980: 394-397.

² Der Untertitel lautete: „Fresca e sana“. Und ferner: „Puliticu, umuristicu, satericu e litterariu“. Zudem befand sich links neben dem *A* von *A Tramuntana* der korsische Mohrenkopf inmitten eines Lorbeer-Zweiges. Datum der ersten Nummer: 11. Oktober 1896; Datum der letzten Nummer: 9. Mai 1914. Siehe dazu das Facsimile des Titelblatts bei Etti 1980: 398.

wurde. Zudem hatte ein Jahr zuvor der Erste Weltkrieg begonnen, der nicht nur von den Korsen unverhältnismäßig hohe Blutopfer fordern, sondern auch die aus Korsika stammenden Soldaten einem zusätzlichen Französisierungsschub unterwerfen sollte.

Allerdings betraf das alles eine Bevölkerung, die schon vor der offiziellen Angliederung an Frankreich im Jahr 1768 über viele Jahrhunderte hinweg gegenüber den wechselnden Herren ihrer Insel Widerborstigkeiten der verschiedensten Art gezeigt und damit bewiesen hatte, dass sie über ein beachtliches Potential an kollektiver Identität (nach innen) und Alterität (nach außen) verfügte³. Ich sehe in dieser lang anhaltenden „Resilienz“ der Korsen die entscheidende Voraussetzung dafür, dass es auf Korsika gelungen ist, unter dem Gewicht des immer mächtiger werdenden französischen Schriftdachs und bei gleichzeitigem Verschwinden der jahrhundertealten italienischen Überdachung in kompletter Eigenregie ein *propriales* und damit *genuin korsisches* Zweidach zu schaffen, an dessen Ausbau und Weiterentwicklung seit nunmehr einem Jahrhundert mit letztendlich respektablem Erfolg gearbeitet wird.

Im Jahr 1915 war also die sozio- und pragmlinguistische Lage Korsikas alles andere als trivial; sie entsprach auch nicht mehr dem, was man zur selben Zeit auf dem italienischen Festland, z.B. in der Toskana, vorfinden konnte⁴. Doch davon wusste man damals außerhalb Korsikas wenig bis gar nichts, auch nicht in den Kreisen der Romanistik, ob diese nun im deutschen Sprachraum, in Skandinavien, England oder gar in den verschiedenen Ländern der Romania betrieben wurde. Dort überall herrschte in Bezug auf die Perzeption dessen, was damals auf Korsika „wirklich Sache war“ so etwas wie – *sit venia verbo* – professionelle Blindheit.

In der deutschen Romanistik gibt es hinsichtlich dieser „Blindheit“ einen eklatanten Parallellfall, der allerdings durch das Zusammentreffen günstiger Umstände in relativ kurzer Zeit „repariert“ werden konnte: dieser betraf die Frage der Einstufung des Katalanischen als einer eigenständigen romanischen *Sprache* und nicht mehr „nur“ als eines *Dialekts* des „Provenzalischen“, wie es damals noch hieß. Der Protagonist dieser romanistischen Causa war der seit

³ Siehe dazu Arrighi/Pomponi 1967, Arrighi/Jehasse 2008, Arrighi/Olivesi 1971 und Carimini 1995, alle passim. Für eine kompakte und zugleich kompetente Information zu den geographischen, geschichtlichen, sozialen, literarischen und linguistischen Aspekten Korsikas sind die vorzüglich gestalteten sieben Bände des *Mémorial des Corses* (1979-1999) unverzichtbar.

⁴ Siehe dazu die ausführlich informierenden Übersichten von Arrighi 2002 und Durand 2003.

1915 in Bonn lehrende *Illustrissimo* Wilhelm Meyer-Lübke (1861-1936), der sowohl in seiner *Grammatik der romanischen Sprachen* (1890) als auch in seiner damals sehr weit verbreiteten *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft* (1901) bei der Auflistung der romanischen Sprachen dem Katalanischen in ziemlich gleichlautender Form⁵ die Stellung eines Dialekts des Provenzalischen zugewiesen hatte.

Meyer-Lübke, der sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Bonn materiell und gesundheitlich in ziemlicher Bedrängnis befand⁶, hatte das große Glück, in dieser misslichen Lage von katalanischen Freunden – Joaquim und Joaquina de Balcells – zusammen mit seiner Familie in den Jahren 1922 und 1923 nach Katalonien eingeladen worden zu sein, wo er nicht nur seine Gesundheit wiedererlangte, sondern auch seinen bisherigen Wissensstand zum Katalanischen entscheidend ausweiten konnte⁷. Daraus ist dann das 1925 publizierte Buch *Das Katalanische. Seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen. Sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt* entstanden, welches in Katalonien mit großer Befriedigung rezipiert worden ist.

Meyer-Lübke weist darin zwar dem Katalanischen nunmehr den Rang einer „Sprache“ zu und stellt es in den klassifikatorischen Kontext primär des Gallo- und nicht mehr des Ibero-Romanischen, doch erstaunt immerhin auch heute noch sehr, dass jemand, der viele Monate in Katalonien gelebt und dort mit zahlreichen Intellektuellen verkehrt hat, in einem zum Zweck der Revision eigener, fragwürdig gewordener Meinungen geschriebenen Buch nicht eine einzige Manifestation dessen vermerkt, was man damals in Katalonien *renaixença* nannte: nicht ein Wort zur ausbaulinguistischen Rolle des *Primer Congrès de la llengua catalana* von 1906, des im Jahr 1907 unter anderem zu diesem Zweck gegründeten *Institut d'Estudis Catalans*⁸ oder der nach der Jahrhundertwende in Barcelona intensiv diskutierten grammatischen und orthographischen Opera von Pompeu Fabra (1912: *Gramàtica de la llengua catalana*, 1912: *Normes ortogràfiques*, 1918: *Gramàtica catalana*).

⁵ „Das Katalanische ist ein mit dem Zurückweichen der Araber vordringender provenzalischer Dialekt, der außer der Mittelmeerküste mit Valencia und Barcelona auch die Balearen und Pithyusen umfaßt und in Alghero in Sardinien gesprochen wird.“ (Meyer-Lübke 1901: 26).

⁶ Siehe dazu Greive 1970: 205-207.

⁷ Siehe dazu die ausführliche Beschreibung dieses Sachverhalts bei A. Badia i Margarit (1977: 93-109).

⁸ Meyer-Lübke wurde bald nach 1907 zum korrespondierenden Mitglied des IEC ernannt (cf. Calaforra i Castellano 1998: 23).

Angesichts des starken Interesses von Meyer-Lübke und zahlreicher anderer Linguisten seiner Zeit für *historische* Belange ist seine absolute Blindheit gegenüber den *sozialen* und *politischen* Bedingtheiten von Sprache(n) und Sprechen sehr erstaunlich. „Sprache“ ist für ihn ein zwar durch überlegte Klassifikation zuzuteilendes Prädikat bzw. ein dadurch zu konstituierendes Objekt, doch ist die Auswahl der bei diesem Klassifikationsvorgang von ihm beachteten Merkmale sehr einseitig: im modernen Sinn als *aufßer-* oder *metalinguistisch*⁹ geltende Attribute fehlen dabei vollständig¹⁰.

In der deutschen Romanistik sollte sich daran so rasch auch nichts ändern. Als Gerhard Rohlfs im Jahr 1940 in der römischen Dependence der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für ein breiteres italienisches Publikum einen Vortrag zur „Italianità linguistica della Corsica“ hielt, da zeigten zwar die Eingangsworte seines im Jahr 1941 publizierten Vortragstextes sehr deutlich, dass er sich der politischen Brisanz des Themas vollauf bewusst war („La Corsica! Per ogni Italiano è un nome sacro.“). Jedoch hat er – das angerissene Thema umgehend verlassend – seine Zuhörer sofort in innerlinguistische Bereiche geführt:

Per me è soltanto un ricordo. Il mio primo contatto con gente di Corsica avvenne in Germania. Erano gli ultimi mesi della guerra. Reduce dalla guerra, preparavo la mia tesi di laurea. Ai fini di questo lavoro avevo avuto il permesso di visitare un campo di prigionieri francesi per fare un'inchiesta su alcuni problemi linguistici. Mentre lavoravo in questo campo, tutt'a un tratto m'imbattei in un gruppo di soldati che tra di loro parlavano italiano. (Rohlfs 1941)

Erraten: es waren Soldaten aus Korsika, die vorzügliche Gewährsleute für eine dialektologische Enquête abgaben.

In seinem Text verbleibt Rohlfs – ganz wie Meyer-Lübke – ausschließlich in innerlinguistischen und historischen Bereichen. Zudem verliert er auch kein Wort darüber, weshalb zu dieser Zeit der Begriff *Korsika* für viele Italiener hätte „heilig“ sein können.

Um 1940 hatten, wie wir noch sehen werden, der Ausbau und die Kodifizierung der korsischen Dialekte zu einer neuen Schrift- und Kultursprache in den Zeitschriften *A Muvra* und *Annu corsu/Année corse* bereits weitere Etappen

⁹ In der korsischen Soziolinguistik hat sich dafür der Terminus *épilinguistique* etabliert. Man versteht darunter alle von den Sprechern einer Sprache zu eben dieser entfalteten Reflexionen.

¹⁰ Wahrscheinlich ist just diese Engpassführung ein Kennzeichen des von Meyer-Lübke vertretenen sprachwissenschaftlichen „Positivismus“.

erklommen, nachdem dazu schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Zeitschrift *A Tramuntana* und der (nur einen Band umfassenden) Anthologie *A Cispura*¹¹ die Grundlagen gelegt worden waren. Der – im Unterschied zum meist im Dunstkreis seines Schreibtischs verbleibenden Meyer-Lübke – überaus felderfahrene Gerhard Rohlfs hatte trotz dieser direkten Vertrautheit mit weiten Teilen der Romania für die Belange eines sich entfaltenden Sprachausbaus weder Sensorium noch Interesse¹².

In der deutschsprachigen Romanistik ändern sich hinsichtlich des Korsischen und der Anerkennung von dessen „Sprachwerdung“ die Dinge grundlegend erst im Jahr 1988, als im vierten Band des „Lexikons der romanistischen Linguistik“ (LRL)¹³ neben den altetablierten Sprachentitäten *Italienisch* (italiano) und *Sardisch* (sardo) auch jene des *Korsischen* (corso) aufscheint und dieses auf Italienisch, Französisch und Deutsch nach jenen methodischen Standards beschrieben wird, die auch auf das Italienische und Sardische angewendet wurden.

Ebenso im Jahr 1988 erschien der fünfte Band der Akten des XVIII. Romanistenkongresses in Trier (1986), der zur Gänze der Soziolinguistik gewidmet war. Auch darin befanden sich einige Beiträge zum Korsischen, die dessen

¹¹ Bedeutung: „Flinte mit langem Rohr“.

¹² Ein vergleichender Blick in die zwei Auflagen des bekannten *Grundrisses der romanischen Philologie* von Gustav Gröber zeigt jedoch, dass es im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bei der Beschreibung des Katalanischen auch andere Formen des Umgangs mit der sprachlichen Realität Kataloniens gab. Man vergleiche dazu die zwei folgenden, im Abstand von 16 Jahren verfassten Passagen. Beide gehören zum Abschnitt über „Ursprung und Entwicklung des Catalanischen“ des das Katalanische betreffenden Artikels des *Grundrisses*. Der Grundtext stammt vom französischen Hispanisten Alfred Morel-Fatio (1888), die Überarbeitung von dessen Schüler Jean-Joseph Saroïhandy (1904):
Grundtext: „Seit der Vereinigung Aragoniens mit Castilien weicht das Catalanische dem Castilianischen, es wird ihm je länger je weniger litterarische Pflege zu teil, und es sinkt endlich zu einem Patois herab. Es steht noch dahin, ob es den Bemühungen der neucatalanischen literarischen Schule, den Vorkämpfern der Renaixensa gelingen wird, dem Catalanischen neues Leben und neuen Glanz zu verleihen.“ (Morel-Fatio 1888: 674).
Überarbeitung: „Seit der Vereinigung Aragoniens mit Castilien ist das Catalanische dem Castilischen gewichen; jetzt aber sind die Catalanen entschlossen für ihr Land und ihre Sprache Selbständigkeit zurück zu fordern, und es ist nicht mehr zweifelhaft, dass es den Vorkämpfern der Renaixensa gelingen wird, dem Catalanischen neues Leben und neuen Glanz zu verleihen.“ (Morel-Fatio/Saroïhandy 1904: 848).

¹³ Im LRL IV (1988) befinden sich zum Korsischen vier Beiträge: von A. Nesi (799-808: Innere Linguistik), von J.-B. Marcellesi und J. Thiers (809-820: Soziolinguistik) sowie von Mathée Giacomo-Marcellesi (820-829) und mir (1988a: 829-835), beide zur äußeren Sprachgeschichte.

zunehmend unübersehbar gewordene Sprach-Werdung thematisierten (cf. Chiorboli 1988 und Goebel 1988b). Neun Jahre später erschien schließlich der zweite Band des *de Gruyter-Handbuchs zur Kontaktlinguistik* (HSK 12), worin bei der systematischen Darstellung aller auf dem Staatsgebiet Frankreichs auftretenden binären Sprachkontakte in sozusagen schon „selbstverständlich“ gewordener Weise auch die Kontaktpaare *Korsisch-Französisch* (Thiers 1997) und *Korsisch-Italienisch* (Chiorboli 1997) abgehandelt wurden.

Weitere Ausblicke zur positiven oder negativen Rezeption der Sprachlichkeit des Korsischen findet man im dritten Abschnitt.

Die zwischen 1915 und 1988 abgelaufenen Prozesse können freilich nur unzureichend mit dem Wort *Sprach-Entstehung* belegt werden. Vielmehr geht es darum, dass sich in dieser Zeit in der Allgemeinen und Romanischen Linguistik neue Perspektiven bzw. eine gewandelte Sicht auf diese Welt aufgetan haben, die sich an die Stelle überkommener Sehweisen setzen und darnach bis zur allgemeinen Sichtbarkeit verfestigen konnten.

Dafür, dass solches im Bereich von Sprachen (und auch Völkern) nicht nur den neuzeitlichen Linguisten, sondern der ganzen Menschheit seit Anbeginn nicht geringe Probleme bereitet hat, kann man im als Klassiker zu bezeichnenden Buch des Konstanzer Mediävisten Arno Borst (*Der Turmbau zu Babel. Geschichte und Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, 1957-1963) schlagende Beispiele aus drei Jahrtausenden finden. Insofern sollte man in den Fällen Meyer-Lübke und Rohlf's eine gewisse Milde walten lassen. Das betrifft überdies auch zahlreiche andere Fachkollegen, wie sich noch zeigen wird.

2. Sprachgeschichtliches

Hier wie in vielen analogen Fällen kommt man um eine Darstellung der geschichtlichen Antezedentien nicht herum¹⁴. Denn es ist nur über die Kenntnis der vorliegenden Zusammenhänge möglich, das Endresultat der abgelaufenen Prozesse in geeigneter Weise zu würdigen und damit zu „verstehen“.

Im vorliegenden Fall geht es um die Geschichte einer der vielen Spielarten („Latinitäten“) des Lateinischen, die bei der sich über viele Jahrhunderte erstreckenden Expansion des Römischen Reiches zu beiden Seiten des Mittelmeeres, sowie in West-, Mittel- und Osteuropa implantiert worden waren. Im Falle

¹⁴ Dazu existiert sehr viel Literatur. Abgesehen von den einschlägigen Bänden des *Mémorial des Corses* (MdC) verweise ich hier exemplarisch auf die Arbeiten von Arrighi 2002, Arrighi/Jehasse 2008, Arrighi/Olivesi 1971 sowie Marchetti 1980 und 1989. Zusätzlich erinnere ich an meine eigenen Beiträge aus den Jahren 1984, 1988 (a und b) sowie 2007.

Korsikas – und auch Sardinien – begann die zunächst gemeinsame Geschichte der beiden Latinitäten am Beginn des Ersten Punischen Krieges (264-241 v. Chr.), also im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Damit kann die Ausbildung der Latinität Korsikas, die bis zum heutigen Tag 24 Jahrhunderte umfasst, metaphorisch auf das Ziffernblatt einer Uhr projiziert werden. Auf diesem nimmt die hier vorrangig interessierende *Sprach-Werdung*¹⁵ bzw. *Sprach-Schöpfung*¹⁶ der korsischen Latinität allerdings nur die drei letzten Stunden vor Mitternacht (22-24 Uhr = 19.-21. Jh.) und damit einen nur sehr kleinen Teil der gesamten Zeitspanne ein.

Zwischen Mitternacht und etwa acht Uhr (= 5. Jh. n. Chr.) verlaufen die Sprachgeschichten Korsikas und Sardinien weitgehend parallel. Die Römer hatten auf beiden Inseln mehrfach mit Aufständen und Unruhen zu tun, so dass sich dort die Romanisierung langsamer als woanders vollzog. Es existiert ein autobiographisches Zeugnis des bekannten Philosophen Lucius Annaeus Seneca (1-65 n. Chr.), der zwischen 41 und 49 n. Chr. auf Korsika im Exil lebte, demzufolge das zu dieser Zeit auf Korsika gesprochen Latein schlecht und unverständlich gewesen sei.

Seit 6-7 Uhr (= 3.-4. Jh. n. Chr.) wurde die Romanisierung der beiden Inseln durch deren Christianisierung intensiviert. Für die toskanisierende Umorientierung der korsischen Latinität sind die um 9-10 Uhr (= 6.-7. Jh.) abgelaufenen Prozesse kausal verantwortlich. Damals erfolgten die politische, religiöse und kulturelle Abkoppelung Korsikas von Sardinien und seine Umorientierung auf Mittelitalien (Toskana), natürlich mit allen sich daraus ergebenden sprachlichen Konsequenzen. Dies geschah als eine Folge der Völkerwanderung, in deren Verlauf Korsika zunächst an die Langobarden (568-774) und dann an deren Überwinder, die Franken, fiel und damit – anders als Sardinien – aus dem Herrschaftsbereich Ostrogoths definitiv ausschied.

¹⁵ Diesem deutschen Begriff entspricht der in der Fachliteratur durchaus gebräuchliche Gräzismus *Glottogenesis*.

¹⁶ Als gelehrte (und damit internationalisierbare) Pendanten empfehlen sich die Termini *Glottopoesis* oder *Linguifizierung*.

In weiterer Folge – d.h. gegen 10-11 Uhr – kam Korsika unter die direkte Verfügung des Papstes¹⁷, der es im Jahr 1077 (bzw. um 14 Uhr) auch in weltlicher Hinsicht an den Bischof von Pisa weiterreichte¹⁸. Für das 12. und 13. Jahrhundert (= 15-16 Uhr) hat die – politische und damit auch religiös-kulturelle – Herrschaft Pisas über Korsika deutlich sichtbare Spuren in der Form der „korsischen Romanik“ hinterlassen, wovon noch heute vor allem im Norden der Insel zahlreiche Hinterlassenschaften zu bewundern sind. Diese Zeit ist allem Anschein nach als Abschluss der toskanisierenden Umorientierung der Latinität Korsikas anzusehen, die *in nuce* wohl schon zur Zeit der Oberhoheit der Langobarden (568-774) begonnen hatte.

Offiziell dauerte die Herrschaft Pisas bis zum Jahr 1284, als dieses in der Seeschlacht von Meloria¹⁹ seiner Konkurrentin Genua unterlag. Fortan bestimmte Genua bzw. dessen „Hausbank“, *Banco di San Giorgio*, die Schicksale Korsikas, und zwar offiziell bis zum Jahr 1768 (Verkauf der Insel an Frankreich). De facto hatte Korsika dabei den Status einer Kolonie mit allen dazu gehörenden Begleiterscheinungen inne. Überdies perpetuiert die Herrschaft Genuas die seit dem 6. Jahrhundert in Kontinuität andauernde Fremdbestimmung der Insel, was unter anderem dazu führte, dass die Einheimischen die Küste und die dort im Lauf der Jahrhunderte von den Genuesen errichteten Städte (Bonifacio, Ajaccio, Calvi, Bastia, Porto-Vecchio) als „feindlich“ und allein das Innere und damit die Berge als „freundlich“ betrachteten.

In linguistischer bzw. soziolinguistischer Hinsicht hatten die Herrschaften Pisas und Genuas²⁰ zur Konsequenz, dass sich auf Korsika eine Diglossie zwischen den diversen, rein oral benützten autochthonen Dialekten und den

¹⁷ Es hat den Anschein, als hätte Korsika sehr früh zu der im achten Jahrhundert unter fränkischer Beteiligung zustande gekommenen „Pippinschen Schenkung“ (auch: *Patrimonium Petri*) gehört. Sehr aufschlussreich für die schon davor existierenden Beziehungen zwischen Mittelitalien und Korsika sind einige höchst detailreiche Briefe von Papst Gregor dem Großen (540-604), worin sich dieser sehr eingehend zu kirchlichen Belangen Korsikas äußert.

¹⁸ Zum Vergleich: auf Sardinien entstanden in dieser Zeit die Judikate, in deren Rahmen schon im 11. Jahrhundert volkssprachliche Sprachdenkmäler entstanden, die die Tradition einer genuin sardischen Schriftsprache begründeten.

¹⁹ Meloria ist eine küstennahe Fels-Insel, die sieben Kilometer westlich vor dem Hafen von Livorno mitten im Tyrrhenischen Meer liegt.

²⁰ Genua hat auf Korsika weniger linguistische Spuren hinterlassen, als man gemeinhin annehmen würde. In dialektologischer Hinsicht sind eine noch heute erhaltene ligurische Sprachinsel (Bonifacio/Bonifaziu; seit dem 12. Jahrhundert), eine sehr überschaubare Anzahl von Ligurismen in den korsischen Dialekten und die Tatsache zu erwähnen, dass das

(schriftlich und mündlich verwendeten) Dachsprachen Latein (zunächst) und (Alt)Toskanisch (später) entwickelte. Diese Diglossie entsprach nach allen uns zur Verfügung stehenden Quellen ziemlich genau dem, was man auch auf dem italienischen Festland antreffen konnte. Das zwischen Korsika und Italien liegende Tyrrhenische Meer hatte somit in dieser Hinsicht keine isolierende Wirkung.

Bei den Korsen bzw. auf Korsika scheint die Akzeptanz des Toskanischen bzw. Italienischen bei den kulturell aktiven Schichten allgemein und selbstverständlich geworden zu sein. So sollen in der frühen Neuzeit die Namen berühmter Helden aus den Epen von Ludovico Ariosto (1474-1533) oder Torquato Tasso (1544-1594) bei der Taufe korsischer Kinder verwendet worden sein, so wie auch berichtet wird, dass sogar Analphabeten ganze Passagen aus dem *Orlando furioso* von Ludovico Ariosto oder der *Gerusalemme liberata* von Torquato Tasso auswendig rezitieren konnten²¹.

Die politische und sprachlich-kulturelle Hegemonisierung Korsikas dürfte allerdings das prinzipielle Zusammengehörigkeitsgefühl der Korsen nicht beschädigt haben. Dies wohl auch deshalb, weil die historisch überlieferten politischen Konflikte nie zu nachhaltigen Frontstellungen zwischen kompakten Teilen der Insel geführt, wodurch der „normale“ mündliche Verkehr der Korsen untereinander nicht beeinträchtigt wurde. Anders lässt sich ein wesentliches Kennzeichen der v. a. im 20. Jahrhundert (= 23 Uhr) stattgehabten Glottogenese nicht verstehen, nämlich die reziproke Verstehbarkeit (*Interkomprehension*) aller korsischen Dialekte²², die die Grundvoraussetzung für das seit den frühen 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts von J.-B. Marcellesi propagierte Konzept der *langue polynomique*²³ darstellt.

Was die politische Geschichte zwischen dem 13. und 18. Jahrhundert betrifft, so sind in der *mémoire collective* der Korsen nach dem Ausweis der sehr

von Genua auf und für Korsika erzeugte nicht-lateinische Schrifttum im Kern stets toskanisch war.

²¹ Siehe dazu Etori 1979b: 176-177.

²² Diese Interkomprehension umfasst auch das Italienische. Korsen und Italiener verstanden und verstehen einander gut. Das hatte (und hat noch immer) enorme Vorteile für die zahlreichen italienischen Touristen auf Korsika. Allerdings wird berichtet, dass diese in allerneuester Zeit im Verkehr mit den Korsen vermehrt das Englische verwenden.

²³ In unseren Breiten würde man von einer *plurizentrischen* Sprache sprechen. Dabei ist zu bedenken, dass die hier interessierenden Normen-Diskussionen mitten in der Romania ablaufen, wo in Analogie zum kulturellen und ideologischen Erbe des Imperium Romanum und vor allem der Römischen Kirche traditionell nur streng *monokephale* Normvorstellungen Tradition hatten bzw. zugelassen waren.

umfangreichen historischen Literatur vor allem zwei Zeitstrecken hängen geblieben: die erste im 16. Jahrhundert rund um den korsischen condottiere Sampiero Corso, und die zweite im 18. Jahrhundert um zwei Herrscherfiguren, von denen der ersten, Theodor von Neuhoff, nur eine ephemere Herrschaft beschieden war, wohingegen die zweite, Pasquale Paoli, im Imaginarium aller Korsen bis heute den Rang eines „Vaters des Vaterlandes“ (*o babbu di a patria*) einnimmt.

Der aus Bastelica (östlich von Ajaccio) gebürtige Sampiero Corso (1497-1567) stand in den Jahren 1553 und 1564 an der Spitze zweier korsischer Volksaufstände gegen Genua, wobei er letztendlich den politischen Interessen des französischen Königs und jenen der Stadtrepublik Florenz diente und dabei nicht am Widerstand Genuas, sondern an der vor und nach ihm auf Korsika endemischen *vendetta* scheiterte.

Seit 1729 befand sich ganz Korsika in einem Zustand permanenten Aufruhrs gegen Genua²⁴, der von diesem kaum mehr niedergehalten werden konnte. Der im Jahr 1736 unter eher bühnenhaften Umständen, aber immerhin durch eine Art korsischen Volksentscheids ins Land gerufene westfälische Baron Theodor von Neuhoff (1694-1756) konnte sich nach anfänglichen militärischen Erfolgen gegen Genua nur rund ein Jahr an der Macht halten.

Eine deutlich längere Frist war dem ebenso mit breiter Zustimmung der Korsen an die Macht gekommenen korsischen Landedelmann Pasquale Paoli (1725-1807) vergönnt. Seine Herrschaft erstreckte sich über zwei Perioden: 1755-1769 und 1790-1796. Im ersten Zeitabschnitt etablierte Paoli eine explizit nach den Prinzipien der Aufklärung strukturierte Verwaltung der Insel, die finanzielle, militärische und kulturelle Agenden umfasste. Zu den letzteren zählt die Gründung einer Universität in Corte im Jahr 1765, die zunächst aber nur bis 1769 Bestand hatte.

Die 1981 nach langen Insistenzen vonseiten korsischer Autonomisten durch Frankreich in der zentralkorsischen Ortschaft Corte²⁵ gegründete *Université de Corse / Università di Corsica Pasquale Paoli* sieht sich in der Tradition dieser paolinischen Institution. Dies wurde symbolisch dadurch unterstrichen, dass deren historischer Sitz, der im Zentrum von Corte gelegene *Palazzu Nazionale*, zum Hauptgebäude der neuen Universität bestimmt wurde.

²⁴ Diese Sicht war auch jene der Zeitgenossen: die Fügung *Revoluzione di Corsica* war schon damals üblich: cf. Etori 1979b: 198-199.

²⁵ Die Form *Corte* gilt als italienisch bzw. französisch, die Form *Corti* als korsisch. Zwar wurden in den letzten 50 Jahren für die im Wesentlichen italienische Toponymie Korsikas sehr viele korsische Entsprechungen kreiert, doch wurde bislang keine offizielle Zweinamigkeit verordnet.

Unter dem Eindruck der allgemeinen Akzeptanz Paolis auf Korsika verzichtete Genua auf weitere militärische Aktivitäten und verkaufte seine historischen Rechte auf Korsika im Vertrag von Versailles (15.5.1768) an Frankreich. Dieses besiegte am 8. Mai 1769 die paolinischen Milizen in der Schlacht von Ponte Nuovo/Ponte Novu²⁶, worauf P. Paoli wenig später das Land verließ und Frankreich sich anschickte, mit deutlich mehr Energie (und Erfolg) als Genua die Insel zu pazifizieren.

Die zweite Herrschaft Paolis auf Korsika stand im Zeichen der Implementierung der französischen Revolution, wobei Paoli zunächst girondistische Prinzipien vertrat, damit vor Ort scheiterte, die Insel verließ und diese wenig später mit englischer Hilfe (Admiral Nelson) zurückeroberte. Allerdings kam Paoli darnach sehr rasch mit den Engländern in Konflikt und ging erneut ins Exil.

Die neue französische Herrschaft (unter dem Konsulat und dem Premier Empire) bemühte sich nach der Herstellung der öffentlichen Ordnung darum, das Französische Schritt um Schritt in der Verwaltung, im Schulwesen, im Rechtswesen und im kirchlichen Leben zu etablieren und parallel dazu das alt-etablierte Italienische zu verdrängen. Greifbare und flächendeckende Erfolge dieser Politik stellten sich allerdings erst nach 1870, d.h. mit dem Beginn der Dritten Republik, ein. Dazu zählten die vollständige Durchsetzung des Französischen auf allen Ebenen der Verwaltung, die restlose Verdrängung des Italienischen aus dem Rechtswesen und die Heranbildung des geistlichen Nachwuchses an in Frankreich (meist in der Provence) gelegenen Seminarien²⁷.

Auf dem Schulsektor wurde die generelle Implantierung exklusiv französisch geführter Volksschulen und sonstiger Bildungsinstitutionen erreicht. Die vertiefte Anbindung Korsikas an Frankreich wurde auch dadurch befördert, dass in weiterer Folge eine steigende Anzahl von Korsen auf dem Kontinent beruflich tätig wurde, wobei dem Dienst im Staatsapparat (Verwaltung und Armee) und in den Kolonien eine bedeutende Rolle zufiel.

All diese Akkulturations- und Assimilierungsphänomene hatten aber viele Korsen zuvor nicht daran gehindert, mit großer Sympathie und Anteilnahme das italienische Risorgimento sowie das weitere Schicksal des ab 1861

²⁶ Diese Ortschaft liegt auf halbem Weg zwischen Bastia und Corte. Auf den Resten der 1769 heiß umkämpften Brücke weht heute die korsische Fahne mit dem Mohrenkopf.

²⁷ Wegen ihrer großen Ausgewogenheit und Klarheit verdienen die Beiträge des korsischen Historikers und Philologen Fernand Etori (1919-2001) besondere Beachtung: siehe dazu seine Texte von 1979a, 1980 und 1982 sowie Etori/Fusina 1981.

existierenden *Regno d'Italia* zu verfolgen²⁸, an dortigen Universitäten zu studieren, enge persönliche Kontakte zu Bürgern des neuen Italiens zu unterhalten und auch weiterhin am Kulturleben Italiens teilzunehmen. Freilich entwickelten sich parallel dazu auf Korsika und dem französischen Festland Diskurse, die die angezeigten Verhaltensweisen als illoyal gegenüber der neuen *patrie* missbilligten.

Was aber aus sozio- und pragmlinguistischer Sicht völlig klar war, ist die Tatsache, dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts (= knapp vor 23 Uhr) die mehrere Jahrhunderte in Gebrauch gewesene Diglossie (korsische Dialekte und italienisches Schriftdach) völlig außer Tritt gekommen war. Die in den Spracheinstellungen der Korsen aktiv gewesenen metalinguistischen Bezüge zwischen den eigenen Dialekten und den mündlichen sowie schriftlichen Erscheinungsformen des Italienischen waren durch die radikale Schwächung der beiden letzteren Komponenten und deren massive Ersetzung durch das typologisch doch ziemlich anders geartete Französische dysfunktional geworden. Theoretisch hätte es zu diesem Zeitpunkt zwei Optionen gegeben:

a) Hinnahme des Verlusts des historisch gewachsenen italienischen Schriftdachs und Annahme der neuen, französischen Überdachung unter zusehend geringer werdendem Gebrauch der korsischen Dialekte in – nach dem Muster des galloromanischen Festlands – der Form von auf Haus und Familie beschränkten *patois*.

b) Konstruktion eines neuen, an den korsischen Dialekten orientierten Schriftdachs und dessen Verankerung neben dem Französischen als einer neuen bzw. zusätzlichen Säule einer die ganze Insel umschließenden kollektiven Identität.

Wie die Geschichte gezeigt hat, wurde von den Korsen die Option b) gewählt und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts konsequent, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, ausgebaut. Angesichts der viele Jahrhunderte andauernden Resilienz der Korsen gegenüber ihren diversen politischen Herrn und des solcherart bezeugten Willens, die eigene Fahne nicht einzuziehen, sondern hochzuhalten, entbehrt diese Lösung nicht einer gewissen historischen Logik.

Für den weiteren Schrift-Ausbau des Korsischen sollte nach den guten Erfahrungen mit dem zu Beginn des Ersten Weltkriegs eingegangenen Periodicum *A Tramuntana* die Textsorte *Zeitschrift* bedeutsam bleiben. Nach 1918 haben sich diesbezüglich zwei konkurrierende Erzeugnisse etabliert, die zudem

²⁸ Dafür bezeichnend war der Aufenthalt des bekannten italienischen Patrioten Niccolò Tommaseo (1802-1874) auf Korsika, der dabei mit dem korsischen Literaten Salvatore Viale (1787-1861) verkehrte und in seine Sammlung mediterraner Volkslieder auch solche aus Korsika aufnahm.

für zwei verschiedene Spielarten des korsischen Autonomismus standen: *A Muvra*²⁹ (1920-1939), unter der Leitung von Petru Rocca (1887-1966)³⁰, als Sprachrohr der sehr radikalen und eher italo-philien Richtung des *corsisme*, und der *Annu Corsu* (ab 1937 aus Gründen politischer Opportunität umgetauft in *Année Corse*), unter der Leitung von Paul Arrighi (1895-1975)³¹, der einen gemäßigten Regionalismus unter dem Namen *cyrnéisme*³² pflegte.

Petru Rocca hat die *Muvra* seit der Mitte der 20er-Jahre zum Sprachrohr auch politischer Aktivitäten gemacht, die von dem von ihm 1922/23 begründeten *Partitu corsu d'Azione* (später: *Partitu corsu autonomista*) ausgingen und zudem personell sowie materiell (vor allem durch Stipendien) von diversen Instanzen des faschistischen Italien unterstützt wurden³³. Dazu zählten auch genuin linguistische Aktivitäten, in deren Zentrum der 1943 vollendete Sprachatlas ALEIC (*Atlante linguistico etnografico italiano della Corsica*) stand, der vom Pisaner Romanisten Gino Bottiglioni (1887-1963) konzipiert, im Feld erarbeitet und in Pisa publiziert wurde. Einer der erklärten Ziele des ALEIC war es, auf der Grundlage seiner Daten die *italianità* Korsikas zu erweisen und daraus Ansprüche für dessen politische Angliederung an Italien abzuleiten. Die eingangs zitierte Schrift von G. Rohlf's beruht weitgehend auf den Daten des ALEIC; das in ihrem Titel suggerierte Wort *italianità* hatte einen damals brisanten Doppelsinn.

Eher *politische* und nicht primär *linguistische* Gründe waren es wohl, weshalb die Herausgabe der in den Jahren 1911 und 1912 gesammelten Daten des von Jules Gilliéron und Edmond Edmont initiierten *Atlas linguistique de la Corse* (ALCo) im Jahr 1915 unter dem „Feuer“ heftigster italienischer Kritik (v.a. durch P. A. Guarnerio und S. Salvioni) abgebrochen wurde³⁴.

²⁹ Bedeutung: „das Mufflon“, also ein Tier, das Widerstand zu leisten imstande ist.

³⁰ Petru Rocca wurde wegen Kollaboration mit dem faschistischen Italien im Jahr 1946 zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Er hat sich nach seiner Freilassung erneut für die Pflege des Korsischen engagiert.

³¹ Paul Arrighi gründete nach dem 2. Weltkrieg an der Universität Aix-en-Provence ein *Centre d'Études Corses*, in dessen Rahmen sowohl sprachpflegerische Aktivitäten durchgeführt als auch Forderungen zur Gründung einer neuen Universität in Korsika erhoben wurden. Siehe auch seine in der Bibliographie vermerkten historischen Publikationen.

³² Der griechische Name von Korsika ist *Kyrnós*.

³³ Siehe dazu Pomponi 1979 und Mazzoni 1979. Santu Casanova wurde von Mussolini heftig umworben und besuchte diesen tatsächlich gegen Ende seines Lebens in Rom: siehe dazu seinen korsisch geschriebenen Erlebnisbericht aus dem Jahr 1935: *U mè viaggju in Italia*.

³⁴ Neben ALEIC und ALCo verfügt Korsika noch über den drei Bände umfassenden NALC (*Nouvel Atlas linguistique de la Corse*), der von den beiden korsischen Linguistinnen Mathée Giacomo-Marcellesi und Marie-José Dalbera-Stefanaggi initiiert und realisiert wurde und

Zur Zeit des von Mussolini und seinen Getreuen inszenierten Getöses rund um Korsika ist der Großteil der Bewohner Korsikas trotz zahlreicher autonomistischer Vorbehalte gegenüber Frankreich diesem gegenüber loyal verblieben. Dafür repräsentativ war der am 4. Dezember 1938 vor einer großen Volksmenge geleistete *Serment de Bastia*, der die absolute Loyalität der Korsen zu Frankreich in einem Moment unterstrich, als Mussolini ganz offiziell die politische Annexion Korsikas forderte.

Im Verlauf des Zweiten Weltkriegs wurde Korsika tatsächlich zwischen November 1942 und Oktober 1943 von italienischen Truppen besetzt. Diese hinterließen aber bei der ohnehin skeptischen Bevölkerung einen dermaßen schlechten Eindruck, dass nach der Befreiung jede wie immer geartete Nähe zu Italien zur Gänze diskreditiert war. Als Kuriosum ist zu vermerken, dass die Publikation des 10. (und zugleich letzten) Bandes des ALEIC genau zur Zeit der italienischen Besetzung Korsikas erfolgte und sich G. Bottiglioni veranlasst sah, diesen Band mit einer vollmundigen Vollzugsmeldung an den Duce³⁵ einzubegleiten.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit herrscht für einige Jahre in sprachpolitischer Hinsicht auf Korsika Ruhe, wiewohl die erstmals schon vor dem Ersten Weltkrieg formulierten Forderungen nach der schulischen Pflege des Korsischen auch in der Zwischenkriegszeit immer wieder vorgebracht worden waren. Die 1951 erlassene *Loi Deixonne* schließt von den sieben in Frage kommenden Ethnien bzw. Kulturen Frankreichs jene der Flamen, Elsässer und Lothringer sowie Korsen aus. Der damals dafür zitierte Grund bestand darin, dass man offiziell in diesen drei Idiomen Außenformen der Sprachen dreier Nachbarstaaten (= Flandern/Belgien, Deutschland und Italien) sah, denen man aus politischen Gründen nicht zu nahe kommen wollte. Das Korsische galt also trotz der stürmischen politischen sowie auch kulturpolitischen Entwicklungen in der Zwischenkriegszeit auf Korsika selber und vor allem trotz (oder wegen?)

somit, anders als ALEIC und ALCo, als rundum „autochthon“ betrachtet werden kann. Letzterer sind vorzügliche innerlinguistische Analysen der korsischen Dialektlandschaft zu verdanken: 1991 (opus magnum), 2001 (Aufsatzsammlung) und 2002 (Que sais-je-Bändchen).

³⁵ |„Duce, | quest’opera iniziata sotto gli auspici vostri nell’anno X | si compie nell’anno XX | nella luce della vittoria che farà | la Corsica redente. | La speranza che mi sorresse nell’assiduo lavoro | è oggi una certezza. | Il sogno diventa realtà | come sempre in questa nostra Italia fascista | da Voi creata e potenziata.”| Der Text ist in Kapitälchen (Großbuchstaben) gehalten und wird – wie bei Inschriften üblich – nicht kontinuierlich, sondern zeilenweise gestaffelt (siehe die Markierung durch Querstriche [|]) präsentiert.

der italo-faschistischen Gleichung *Corsica = terra italianissima* für das staatsoffizielle Frankreich noch immer als Dialekt des Italienischen und damit als irgendwie „unselbständig“.

Allerdings kamen die Dinge auf Korsika wenig später erneut in Bewegung und behielten diese Dynamik bis heute bei³⁶. Wieder waren es zwei korsische Zeitschriften, die zum Kristallisationskern der verschiedenen Initiativen wurden: *U Muntese*³⁷ (1955-1972) und *Rigirù*³⁸ (1974-1986). Zu zentralen Diskussionspunkten wurden dabei die folgenden Themen: a) Verankerung des Korsischen in der Schule und Erweiterung der Loi Deixonne auch auf das Korsische, b) Lösung von noch offenen Fragen der Orthographie des Korsischen, c) Gründung einer eigenen Universität auf Korsika, d) Anerkennung der besonderen territorialen Stellung Korsikas innerhalb des französischen Staatsganzen.

Ad a): die Öffnung der Loi Deixonne für das Korsische gelingt 1974, wobei sogar in staatsoffiziellen Texten erstmals von einer *langue corse* die Rede ist. Es entstehen mehrere, zunächst privat organisierte pädagogische Initiativen für die Einbringung des Korsischen in den Unterricht wie die *Scola corsa*, auch mit Standorten in Aix-en-Provence, Nizza und Paris.

Ad b): Einige noch offene Fragen der Orthographie des Korsischen werden in der 1971 erschienenen Handreichung von P. Marchetti und D. A. Geronimi³⁹ geklärt. Die darin präsentierten Lösungen werden bald darnach auf breiter Basis anerkannt und appliziert.

Ad c): Die Forderungen nach der Gründung einer eigenen Universität auf Korsika stehen in Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahres 1968, werden von Studenten und Professoren sowohl auf dem Festland wie auf Korsika auf-

³⁶ In der Eigenschau der Korsen wird die Zeit zwischen Santu Casanova und dem Zweiten Weltkrieg als „erste Renaissance“ und jene seit etwa 1970 als „zweite Renaissance“ bezeichnet. Zusätzlich ist der Epochenbegriff *Riacquistu* im Umlauf, der sich auf die Zeit seit etwa 1990 bezieht (cf. Meistersheim 2008: passim).

³⁷ Bedeutung: „der aus den Bergen kommende Wind“. Damit wird an die semantische Tradition der *Tramuntana* (1896-1914) angeschlossen.

³⁸ Bedeutung: „Wendung, Kehre“.

³⁹ Der Titel dieses stark sprach-pädagogisch ausgerichteten Büchleins mag für Außenstehende kryptisch klingen: mit (lettare) *intricciate* („lettres composées“) bezeichnen die Autoren die Grapheme *chj* (wie z.B. in *ochji* „Augen“) und *ghj* (wie z.B. in *ghjornu* „Tag“), wobei für beide im Buch speziell verschlungene Ligamente verwendet werden. Unter den (cunsunali) *cambiarine* („consonnes mutantes“) verstehen die Autoren eine Reihe von Verschluss- und Reibelauten, die je nach Stellung im Satz verschieden (*pretta* „stimmlos, hart“ versus *frolla* „stimmhaft, weich“) ausgesprochen werden müssen: z. B. *u rè Carlu* [nach Akzent, daher: *kárlu*], aber *a Corsica* [zwischen Vokalen, daher: *górsika*].

gegriffen und gegen den anfänglichen Widerstand der – sogar regionalen! – Politik intensiviert. 1975 wird vom Staat eine neue Universität in Aussicht gestellt, die 1981 auch tatsächlich in Corte gegründet und in einen Traditionszusammenhang mit der paolinischen Vorläuferuniversität gebracht wird⁴⁰.

Ad d): Seit den frühen 70er-Jahren wurde von Öffentlichkeit und Politik mit ansteigender Intensität die Forderung erhoben, die zwei Départements Korsikas zu einer eigenständigen, übergeordneten Verwaltungseinheit zusammenzufassen und diese mit entsprechenden Kompetenzen auszustatten. Dies begann 1982 mit der Etablierung einer *Assemblée de Corse* und setzte sich im Jahr 1991 mit der Gründung der *Collectivité territoriale de Corse* (CTC) fort, der ein breites Spektrum an Kompetenzen zuerkannt wurde, das von der Finanzhoheit, über Tourismus, Sprache und Kultur bis zur Energie- und Umweltpolitik reicht. Im Jahr 1991 wurde ein symbolisch bedeutsamer Beschluss der *Assemblée de Corse*, demzufolge es auf Korsika ein „peuple corse“ gebe, vom Pariser *Conseil constitutionnel* mit dem Argument kassiert, dass im Rahmen der „République française une et indivisible“ nur ein *peuple* existieren könne, nämlich *le peuple français*⁴¹.

In kultureller Hinsicht hatte allerdings der neue Aktionsspielraum der CTC zur Konsequenz, dass die zahlreichen, rund um die Pflege und Vermittlung der *langue corse* etablierten Aktivitäten zunehmend entprivatisiert und fortan unter den institutionellen, administrativen und finanziellen Schirm der CTC (und damit des Staates) gestellt werden konnten.

In sprachpolitischer Hinsicht erfolgten die neuen Entwicklungen durchwegs im Zeichen der folgenden, von einheimischen Linguisten entwickelten Prinzipien⁴²: 1) *individuation de la langue corse*, 2) *langue polynomique* und 3) *discours épilinguistique*.

Ad 1): In Unterricht, Volksbildung und Sprachpflege soll das Korsische – darin mit dem Französischen und Italienischen direkt vergleichbar – als eigenständiges (= *individualisiertes*) Idiom dargestellt und behandelt werden: siehe dazu den grundlegenden Text von J.-B. Marcellesi und J. Thiers aus dem Jahr 1986.

⁴⁰ Siehe dazu den Jubiläumsband von Calendini/Bernard-Leoni 2011.

⁴¹ Eine ähnliche Abfuhr erlitt im Jahr 2013 der Antrag der *Assemblée de Corse* auf die *co-officialité du corse*.

⁴² Ich verweise hier auf die Arbeiten von J. Chiorboli (1988, 1992), J.-B. Marcellesi (1987), P. Ottavi (1979) und Ghj./J. Thiers (1981, 1986, 1989). Ferner ist zu erwähnen, dass sich die korsischen Soziolinguisten von Anfang an der von Žarko Muljačić in verschiedene romanische Sprachen transferierten Lehren von Heinz Kloss hinsichtlich *Sprachausbau* und *Sprachabstand* bedient haben: cf. Kloss 1978 und Muljačić/Haarmann 1996, beide passim.

Ad 2): In deutlichem Unterschied zum Französischen wird dem Korsischen, verstanden als Summe aller seiner mündlichen und schriftlichen Ausdrucksformen, eine *vielgestaltige* Realität (Polymorphie) zuerkannt und damit programmatisch auf die Erarbeitung *einer* monozentrischen korsischen Hochnorm mit präskriptivem Anspruch verzichtet⁴³. Das hat in der Tat dem Korsischen und seinen Sprechern viele Kodifizierungs- und Normierungs-Konflikte erspart, unter denen beispielsweise die Sprecher bzw. Sprachgemeinschaften des Sardischen, Okzitanischen, Bündnerromanischen, Dolomitenladinischen und auch des Katalanischen litten und dies immer noch tun. Um die Erarbeitung, Klarstellung und Diffusion dieses Sachverhalts hat sich ganz besonderes der aus Korsika stammende und in Rouen lehrende Soziolinguist J.-B. Marcellesi verdient gemacht. Es konnte sich dabei auf seit geraumer Zeit unter den Sprechern des Korsischen vorhandene Konvergenz-Attituden⁴⁴ stützen, wie sie woanders in der Romania kaum bekannt sind. Wir haben weiter oben schon darauf hingewiesen.

Ad 3): Darunter wird ein kollektives Nachdenken über Sprache und Sprechen verstanden, das die einzelnen Sprecher und Schreiber des Korsischen dazu befähigen soll, verschiedene Problemlagen und Paradoxien zu entdecken und zu reflektieren, die das Korsische, aber auch das von diesem kaum zu trennende Französische betreffen. Allem Anschein nach ist auf Korsika die Generalisierung eines erfolgreichen epilinguistischen Diskurses geglückt. Diesem Umstand ist zu verdanken, dass für die korsische Öffentlichkeit die Anerkennung der unverkennbaren sprachtypologischen Verwandtschaft des Korsischen mit dem Italienischen und die gleichzeitige Postulierung einer auf *individuation* beruhenden und zugleich Identität stiftenden Autonomie des Korsischen gegenüber derselben Sprache keinen Widerspruch darstellen⁴⁵. Insofern verfügen heute sehr viele Korsen über ein deutlich differenzierter ausgebildetes

⁴³ Das hat zur Folge, dass es keine allumfassende korsische Lerner-Grammatik des Korsischen gibt bzw. auch nicht geben wird. Jedoch existiert seit rund 30 Jahren ein sehr viele diatopische Varianten einbeziehendes Wörterbuch: U Muntese: *Dizziunariu Corsu-Francesu*.

⁴⁴ „Nous appelons langue corse la somme de tous les parlers, distingués entre eux par de minces variantes, qui sont utilisés sur le territoire de l'île de Corse. C'est dire que, tout comme l'association littéraire „Lingua corsa“ [...], nous rejetons l'idée préconçue d'une clarification par réduction à des formes idéales. Nous estimons que si l'uniformisation ne peut être que l'effet d'un usage constant, général et prolongé de la langue – celle-ci étant vivante, objet d'un enseignement et d'un emploi quotidien et public –, l'« unification », au demeurant irréaliste, serait un appauvrissement résultant d'amputations décidées par des juges dont on se demande qui les instituerait tels, et qu'à bon droit la plupart des usagers du corse se hâteraient de récuser.“ (Marchetti/Geronimi 1971: 7).

⁴⁵ Siehe dazu Durand 2003: 112-119.

sprachklassifikatorisches Denken als seinerzeit W. Meyer-Lübke oder G. Rohlfs.

Ich sehe in diesem Umstand eine nicht hoch genug einzuschätzende volksbildnerische Leistung, die der einfühlsamen und nachhaltigen Tätigkeit einheimischer Linguisten (wie J.-B. Marcellesi, Ghj./J. Thiers, J. Chiorboli, J. Fusina, F. Etti, P. Arrighi etc.) zu verdanken ist, die ihre Arbeit immer als *linguistique engagée* aufgefasst haben. Zudem ist die Einmaligkeit dieser Leistung innerhalb der Romania hervorzuheben.

3. Zur Rezeption der Sprachlichkeit des Korsischen außerhalb Korsikas

Bei der Durchsicht der von korsischen Linguisten und Soziolinguisten rund um den Ausbau und die Linguifizierung (*Glottopoiesis*) des Korsischen in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts verfassten Texte fällt auf, dass darin immer wieder die Respektierung des neuen Status des Korsischen durch die in- und ausländische Linguistik bzw. Romanistik eingefordert bzw. deren zögerliches Einsetzen kritisiert wird⁴⁶.

Nun betrifft diese Kritik in erster Linie Opera mit Übersichts-, Dokumentations- und Einführungscharakter. Ich habe mich diesbezüglich in meiner privaten Bibliothek umgesehen. Hier die Bilanz: in keiner der als „klassisch“ zu bezeichnenden Einführungen in die Romanistik (A. Kuhn 1950, Tagliavini 1964, Bourciez 1967, Vidos 1968, Rohr 1968, Bec 1970, Camproux 1974, etc.) ist, wenn überhaupt, vom Korsischen anders als von einem Dialekt des Italienischen die Rede. Dies betrifft auch die erste (1991) und zweite (1997) Auflage der „Bibliographie sélective de linguistique française et romane“ von Bal/Germain/Klein und Swiggers. In älteren Sprachenübersichten wie jener von Heinz F. Wendt (1961) oder Harald Haarmann (1975) taucht das Korsische noch nicht mit einem eigenen Eintrag auf. Allerdings hat letzterer Autor in späteren, ähnlich global ausgerichteten Kompendien (1993 und 2002) dem Korsischen sehr wohl einen eigenen Vermerk als „Sprache“ zugewiesen.

Hingegen verweisen panromanisch angelegte Übersichten der 90-er Jahre des letzten und des ersten Jahrzehnts des laufenden Jahrhunderts bereits durchgehend auf das Korsische als eigenständige romanische Sprache: dies betrifft z. B. Lindenbauer et al. 1995, (57f.), Schlösser 2001 (117-118), Toso 2006 (236-

⁴⁶ „Les retombées de la présente intervention [= Table ronde beim 17. Romanistenkongress in Aix-en-Provence, 1983] doivent être dans mon esprit les suivantes: faire enregistrer l'existence du corse dans la liste des langues romanes...“ (Marcellesi 1984: 309).

240), Gabriel/Meisenburg 2007 (51-52), Bossong 2008 (22-23), Platz-Schliebs 2013 (allerdings mit einem deutlichen Vorbehalt: 137) und Kaiser 2014 (70).

Es hat also doch den Anschein, dass die in Band IV (1988) des LRL vorgenommene „*Glotto-Kanonisierung*“ des *Korsischen* neben *Italienisch* und *Sardisch* ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Dennoch bleibt auffällig, dass die zitierten Autoren sich stets auf die vorhandene Sekundärliteratur und (noch?) nicht auf in Korsika selbst produzierte Quellen (Bücher, Internet) beziehen. Vor allem die mangelnde Benützung des Internets ist angesichts des überreichen Angebots erstaunlich und bedauerlich zugleich⁴⁷.

In diesem Zusammenhang müssen aber auch einige auf Deutsch und Englisch erschienene Dissertationen erwähnt werden, die allesamt auf direktem, empirischem Erleben und soliden methodischen Basen hinsichtlich inner- und außerlinguistischer Analyse beruhen. Es sind dies die auf Deutsch erschienenen Arbeiten von Klaus Hofstätter⁴⁸ (1991 und 1994), Christian Jerger (2004), Simona Fabellini (2010) und Ulrich Farrenkopf (2011). Dazu gesellen sich die auf Englisch verfassten Beiträge von Alexandra Jaffe (1999) und Robert J. Blackwood (2008). Es ist sehr zu hoffen, dass auch von ihnen hinsichtlich der allgemeinen Akzeptanz des Korsischen als einer „echten romanischen Sprache“ ein deutlich fühlbarer Impuls ausgeht.

⁴⁷ Nach so viel Außenkritik ist ein Blick vor die eigene Tür bzw. auf die eigene Beschränktheit angebracht.

In einer im Jahr 1978 publizierten Sprachgeschichte des Französischen (Berschin/Felixberger/Goebel) habe ich auf Seite 297 in der folgenden Form (auch) auf das Korsische Bezug genommen: „[...] und die Korsen sind dabei, die traditionelle Dachsprache, das Italienische, abzuschütteln und die Zentralmundart um die geistige Hauptstadt Corti zu einer Ausbausprache zu machen.“ Bibliographisch wurde auf Seite 298 (unten) auf Albertini 1971 verwiesen. Die hier gegebene Sachinformation ist mit Blick auf die realen Vorkommnisse des ersten Jahrzehnts der zweiten korsischen Renaissance glatter Unsinn, der nur zum Teil aus der Fehlinterpretation meiner einzigen, mir erst im Jahr 1975 in die Hände gefallenen Quelle zu Korsika, nämlich des überaus polemisch getexteten Büchleins von Jean Albertini (*La langue corse et son écriture*, 1971), erwachsen ist.

In der zweiten Auflage der *Französischen Sprachgeschichte* (2008) lautet die fragliche Passage (Seite 297) wie folgt: „[...] und die Korsen haben seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kontinuierlich und mit gutem Erfolg am Ausbau einer eigenen korsischen Schriftsprache gearbeitet.“ Auf Seite 298 beziehen sich die Literaturverweise auf meinen LRL-Beitrag aus dem Jahr 1988 sowie auf Chiorboli 1992 und Dalbera-Stefanaggi 2002.

Ich hatte zuvor meine „korsistische“ Ignoranz durch mehrere, teilweise sehr ausführliche Studienreisen (1983, 1995, 2002) nach Korsika und im Wege zahlreicher Korrespondenzen mit Vertretern des *Riacquistu* beseitigt.

⁴⁸ Klaus Hofstätter hat als mein Schüler in Salzburg studiert und zur Sammlung der Materialien für seine Dissertation ein halbes Jahr auf Korsika verbracht.

Im Rahmen der Romanistik ist die Erstellung von Sprachenkatalogen in letzter Zeit vor allem von Bodo Müller (1983 und 1994) diskutiert worden. Dabei wurde die von den jeweiligen Zeitläuften abhängige Variabilität der solchen Klassifikationen zugrunde gelegten Kriterien (*Womit?*) ausführlich thematisiert, jedoch ganz übersehen, dass jeder dieser Kataloge noch eine zweite Dimension der multiplen Abhängigkeit kennt: nämlich jene der Zielsetzung (*Wozu?*). Die klassifikatorischen Zielsetzungen von Meyer-Lübke oder Rohlf's waren einfach andere als die der modernen korsischen Soziolinguisten!

Mit Blick auf die enorme sprachliche Vielfalt der Romania muss man heutzutage davon ausgehen, dass es hinsichtlich der klassenspezifischen Untergliederung dieses Datenraums eine Vielzahl von Lösungsmöglichkeiten gibt, die sich voneinander nicht nur durch die Menge der dabei beachteten Kriterien (Merkmale), sondern auch durch deren Art unterscheiden und daher zueinander eigentlich nicht in Konkurrenz stehen.

Wenn der bekannte austro-italienische Linguist Graziadio Isaia Ascoli (1829-1907) im Jahre 1873 auf der Grundlage innerlinguistischer (bzw. rein dialektaler) Daten und unter Anwendung einer genau definierten Methode meinte, am Nordrand des romanischen Oberitalien („Padania“) eine in besonderer Weise konvergente Gruppe („unità“)⁴⁹ entdeckt zu haben, so hätte diese Entdeckung nach heutigen Standards nie und nimmer zu jenem konfliktreichen Verwirrspiel führen dürfen, das allgemein unter dem Namen *questione ladina* bekannt ist⁵⁰. Letztere beruhte, ähnlich wie das beim Korsischen noch bis vor einem halben Jahrhundert der Fall war, auf einer Verkenntung der wissenschaftstheoretischen Zielsetzung (*Wozu?*) der von Ascoli vorgeschlagenen, primär innerlinguistischen Klassifikation, die weder sprachpolitische noch soziolinguistische Intentionen verfolgte.

Anderes Beispiel mit Aktualitätsbezug: es gibt seit einiger Zeit den panromanischen Sprachatlas ALiR (*Atlas linguistique roman*), der auf großformatigen Kartenblättern und auf der Grundlage von mehr als 1000 Messpunkten die vor allem lexikalische Buntheit der Romania dokumentiert⁵¹. Prinzipiell wäre es ein Leichtes, diese Daten mit den gängigen Methoden der Dialektometrie zu

⁴⁹ In der *Questione ladina* wird gemeinhin der Begriff *unità ladina* verwendet. Bei Ascoli selber kommt diese Fügung nie vor. Man beachte aber, dass das Wort *unità* zwei Bedeutungen besitzt: 1) Gruppe (= Objekt, Sache), 2) Einheitlichkeit, Homogenität (= Eigenschaft). Wenn bei Klassifikationen die logisch konträren Dimensionen von *Objekt* und *Eigenschaft* verwechselt werden, dann entsteht *eo ipso* Chaos. Genau das ist leider für weit mehr als 100 Jahre in dieser Causa passiert!

⁵⁰ Siehe dazu Goebel 2010: passim.

⁵¹ Siehe dazu im Netz unter: <http://dialecto.u-grenoble3.fr/ALiR/alir.htm>

klassifizieren und dabei variabel mächtige Hierarchien von Klassen („Sprachen“) zu bilden. Diese Gruppen *können* – *müssen* aber nicht – mit jenen „Sprachen“ zusammenfallen, die wir aus einer historisch-politisch-soziologisch ausgerichteten Klassifikation der Romania kennen. Doch wäre es methodisch absolut verfehlt, diese beiden Klassifikationen gegeneinander ins Feld zu führen. Jede hat ihre besondere *raison d'être*, ihre Vorteile, Nachteile, Zuständigkeiten und Nichtzuständigkeiten.

4. Zur derzeitigen Lage des Korsischen

Der gegenwärtige Zustand des Korsischen ist nicht weniger reich an Paradoxien als der Ablauf seiner Entstehung⁵². Ich erwähne dazu die folgenden Sachverhalte:

- Weitgehender Verlust der intergenerationellen Weitergabe bzw. der Muttersprachlichkeit des Korsischen:

Es ist das ein schon seit einigen Jahrzehnten laufendes, selbst von Autonomisten nicht mehr geleugnetes und von Linguisten mehrfach analysiertes Faktum. In aller Regel wachsen seit wenigstens einem halben Jahrhundert die kleinen Korsen in einem „normalen“ französischen Ambiente mit Französisch als L1 auf. Allerdings ist dieses häusliche Ambiente in manchen Fällen von der Ko-Präsenz von Korsisch-Kompetenzen bei älteren Mitgliedern der Familie gekennzeichnet, welche – wiewohl nur als L2 erworben – bisweilen ein durchaus respektables Niveau erreichen können. Jüngere, auf der Selbsteinschätzung der Befragten beruhende Kompetenz-Untersuchungen gehen von rund 30 000 sehr guten Korsisch-Sprechern aus: das sind rund 10% der aktuellen Bevölkerung Korsikas⁵³. Allerdings wird dabei auch angenommen, dass um 1970 diese Zahl noch bei 70 000 sehr guten Sprechern gelegen sei⁵⁴. Allgemein wird auch davon ausgegangen, dass trotz zahlreicher Schutzmaßnahmen zugunsten des Korsischen dieser Rückgang bis dato weder verlangsamt und schon gar nicht gestoppt werden konnte.

- Laufendes Anwachsen des Identitätswertes des Korsischen:

Während am Anfang der 70er-Jahre bzw. bei Beginn der zweiten korsischen Renaissance die identitätsspezifischen Diskurse rund um das Korsische

⁵² Siehe das pointierte Buch von Romain Colonna 2013 (*Les paradoxes de la domination linguistique*) und den Programm-Text von Thiers 2007.

⁵³ Cf. CTC 2013: 62.

⁵⁴ Siehe dazu Lefèvre 2002: passim.

eher von Kulturschaffenden, Literaten und Linguisten und eher selten von Autonomisten geführt wurden, sind sie zwischenzeitlich Allgemeingut und zudem Sache aller politischen Parteien Korsikas geworden⁵⁵. So beziehen sich alle korsischen Autonomie-Gesetze (1982 [*Statut particulier*], 1991 [*Statut d'autonomie interne*] und 2002 [*Loi relative à la Corse*]) explizit auch auf die korsische Sprache, thematisieren die Rolle des Korsischen für die Identität der Korsen und erwähnen die kollektive Sonderstellung von deren Sprechern.

Es handelt sich hier also ganz eindeutig um eine im Anwachsen begriffene politische Dynamik, die aber zum gleichzeitigen Rückgang der alltäglichen Praxis des Korsischen in eklatantem Widerspruch steht. Die erreichten legislativen Standards sind innerhalb Frankreichs einmalig; keine der anderen *minorités linguistiques* der *métropole*⁵⁶ hat Vergleichbares geschafft.

- Durchgehende Verankerung des Korsischen im Schulwesen Korsikas⁵⁷:

Bereits knapp nach dem Ersten Weltkrieg wurde Forderungen nach einer schulischen Pflege der – so die damalige Diktion – *dialectes corse* erhoben. Der legislative Weg dorthin war erst ab 1974 gangbar, als die *Loi Deixonne* auch für die *langue corse* geöffnet wurde. Einen weiteren, sehr entscheidenden Schritt stellte die 1982 erlassene *Circulaire Savary* dar, die die Möglichkeit eröffnete, das Korsische vom Kindergarten bis zur Universität zu implantieren. Das und weitere legislative Verbesserungen in den Jahren 1991 und 2002 haben dazu geführt, dass heute das Korsische auch tatsächlich vom Kindergarten bis zur Hochschule auf allen Ebenen des Bildungssystems, teilweise sogar mit Obligationencharakter, vertreten ist.

Seit 2002 existiert an allen Grundschulen ein obligatorischer Unterricht des Faches *Langue et Culture Corse* (LCC), von dem aber die Eltern ihre Kinder abmelden können. Diese folgen dann dem Unterricht nicht in der offiziell favorisierten *filière bilingue*, sondern in einer *filière monolingue*. Parallel dazu wurde die Ausbildung des notwendigen Lehrpersonals an der Universität P. Paoli intensiviert, um die wirklich flächendeckende Umsetzung dieser neuen Pädagogik zu gewährleisten.

Tatsächlich besuchen heute rund zwei Drittel der Grundschüler die *filières bilingues*. Sie erhalten dabei für drei Wochenstunden Unterricht im Fach LCC. Die Praxis hat gezeigt, dass die vom Gesetz ermöglichten Abmeldungen vom

⁵⁵ Siehe das den Sammelband von Saint-Blancat 1993.

⁵⁶ In den einschlägigen Diskussionen wird zu Vergleichszwecken des Öfteren auf Sonderbestimmungen verwiesen, die für die *Collectivité d'Outre-Mer* Polynesian gelten.

⁵⁷ Siehe dazu die Bücher von Fusina 1994, Ottavi 2012 (Sammelband) und Comiti 2005.

zweisprachigen Volksschulunterricht (*filière bilingue*) von der korsischen Wohnbevölkerung in unterschiedlicher Weise wahrgenommen werden: einer sehr hohen Akzeptanz auf Seiten der autochthonen Bevölkerungsanteile und den aus Portugal stammenden Immigranten steht eine deutlich geringere Akzeptanz auf Seiten der maghrebischen Immigranten gegenüber. Klarerweise variieren diese Unterschiede von Schule zu Schule bzw. können in bestimmten Fällen auch nachdenklich stimmende Relationen annehmen.

Keine der anderen *langues mineures* Frankreichs hat auch nur annähernd jene Standards erreicht, die heute auf Korsika in Schule und Öffentlichkeit gelten. Dazu kommt eine sehr gute Präsenz des Korsischen in Radio und Fernsehen, und zwar sowohl im staatlich-öffentlichen als auch im privaten Bereich. Auffällig ist dagegen das weitgehende Fehlen einer regionalen, sich durchgehend des Korsischen bedienenden Presse.

- Spracherwerb: Probleme bei der überwiegend schulischen Weitergabe der Sprachkompetenzen an die jüngeren Generationen

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass es heute praktisch keinen muttersprachlichen bzw. inner-familiären Erwerb des Korsischen mehr gibt und dass das Gros der vorhandenen Korsisch-Kompetenzen erst außer-familiär sowie in jugendlichem Alter erworben wird. Man unterscheidet hinsichtlich der heute feststellbaren Kompetenzen zwischen einem in starker Abnahme befindlichen *corse hérité* und einem gesteuert vermittelten *corse élaboré*. Ersteres entspricht noch weitgehend früheren, „natürlich“ erworbenen und gepflegten Dialektkompetenzen: dementsprechend findet man es tendenziell eher bei älteren und männlichen Sprechern, die auf dem Land leben und bäuerlichen Denkformen bzw. Berufen nahe stehen. Dagegen ist das *corse élaboré* Gegenstand und Resultat der schulischen Vermittlung des Korsischen⁵⁸.

Aus den im Jahr 2013 im Auftrag der CTC erhobenen Statistiken zur selbsterklärten mündlichen und schriftlichen Kompetenz im Korsischen ergibt sich ein eigenartiger Befund. Bei einer Aufteilung der Probanden auf vier Altersklassen – 18-24, 25-34, 35-49 und 50-65 Jahre – zeigen zwar die beiden ältesten Gruppen die jeweils höchsten (mündlichen) Sprach-Kompetenzen, doch übertrifft die jüngste Gruppe, die den seit den 90-er Jahren etablierten Korsisch-Unterricht genossen hat, deutlich die nachfolgende Altersgruppe zwischen 25 und 34 Jahren. Man kann darin einen Effekt der jüngsten Phase des generalisierten Korsisch-Unterrichts sehen.

⁵⁸ Ich verweise hier auf zwei Opera, die die selbständige Erlernung des Korsischen ermöglichen: Chiorboli 2010 und Marchetti 1981.

Da die Transmission des Korsischen durch die Schule und die Schaffung offizieller Schutzräume trotz aller Probleme die einzigen gangbaren Wege zum mittelfristigen Erhalt des Korsischen zu sein scheinen, werden derzeit eine Reihe von Möglichkeiten diskutiert, dem Korsischen vor allem bei der jüngsten Generation eine größere Vitalität zu verschaffen und auch im Berufsleben zusätzliche Domänen zu erschließen. Dazu wurde 2006 eine Instanz namens „Consigliu di a lingua è di a cultura corsa“ (*Conseil de la langue et culture corse*) geschaffen, die unter der Leitung des bekannten Soziolinguisten Ghjacumu Thiers steht. Aufgabe dieses Rates ist es, im Weg einer permanenten *Diagnose* (der vorliegenden Fakten) passende Vorschläge zur *Therapie* der beobachteten Missstände zu erarbeiten.

So zielt beispielsweise eine der von ihr vorgeschlagenen Maßnahmen auf eine bessere Sichtbarmachung des Korsischen auf der ganzen Insel durch die konsequente Umsetzung einer durchgehenden Zwei-Sprachigkeit und Zwei-Namigkeit (siehe dazu Thiers 2007: passim).

Die Paradoxie der aktuellen Situation besteht darin, dass heute in legislativer und administrativer Hinsicht auf Korsika zwar alle Instrumente und Möglichkeiten zur Gestaltung einer aktiven und effizienten Sprachpolitik zur Verfügung stehen und zudem das Korsische (wie auch die französisch-korsische Zweisprachigkeit) bei seinen Sprechern einen hohen Symbolwert besitzt, gleichwohl aber noch keine Wege gefunden werden konnten, um den laufenden Rückgang des tatsächlichen Gebrauchs des Korsischen nachhaltig zu bremsen.

- Klärung des Verhältnisses zum Italienischen

Angesichts der zur Gänze vollzogenen *individuation* des Korsischen zu einer eigenständigen Sprache und der Klärung seiner identitätsspezifischen Rolle für die eigenen Sprecher haben sich gewisse, in den 50er- und 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts noch vorhandene Vorbehalte und Abgrenzungssängste gegenüber dem Italienischen gänzlich verflüchtigt. In der Diachronie wird dem Italienischen metaphorisch die Rolle einer „Mutter“, in der Synchronie jene einer „Schwester“ zugeschrieben. Zudem erfolgen beim weiteren Ausbau des Korsischen bzw. bei der Schaffung neuer Fachtermini immer wieder Anleihen beim Italienischen, dessen reiche Möglichkeiten gern für das Korsische genützt werden.

Man findet dazu eine sehr ausgewogene Analyse aus der Feder des aus Korsika gebürtigen und in Rom lehrenden Semitisten und Arabisten Olivier Durand (2013: 112-119). Weiter oben wurde schon erwähnt, dass die pankorsische Interkomprehension auch den mündlichen Umgang mit Italienern –

nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem mit italienischen Touristen – einschließt.

5. Zusammenfassung

Das Korsische stellt in der Romania in mehrfacher Hinsicht einen echten Sonderfall dar:

- hinsichtlich des Zeitraums und der Umstände seiner späten Entstehung,
- hinsichtlich des langen „Übersehen-Werdens“ seiner Glotto-*Genese* bzw. Glotto-*Poiese* durch die Fachwelt

und

- hinsichtlich der Prekarietät der Bedingungen seiner derzeitigen Existenz (weitgehende Ent-Muttersprachlichung bei gleichzeitiger Optimierung seines legitistischen Status).

Für sprachpolitisch und soziolinguistisch Interessierte ist die Beobachtung des weiteren Schicksals des Korsischen von allergrößter Relevanz, selbst wenn es dabei nur darum ginge, die Etappen seiner allmählichen Evaneszenz in allen Details zu erfassen.

6. Literaturhinweise

- Albertini, Jean, 1971. *La langue corse et son écriture. A lingua corsa e a so' scrittura*, suivi de: Discours aux étudiants corses. Corte: C.E.R.C.
- ALCo 1914-1915. Gilliéron, Jules/Edmont, Edmond, (eds.) *Atlas linguistique de la Corse* (= *Atlas Linguistique de la France*, vol. 10). Paris: Champion (Neudruck: Bologna: Forni, 1971).
- ALEIC 1933-1942. Bottiglioni, Gino. *Atlante linguistico etnografico italiano della Corsica*. 10 vols. Pisa (Neudruck: Bologna: Forni 1982).
- Arrighi, Jean-Marie, 2002. *Histoire de la langue corse*. Plouédem: Editions Jean-Paul-Gisserot.
- Arrighi, Jean-Marie/Jehasse, Olivier, 2008. *Histoire de la Corse et des Corses*. Paris: Perrin.
- Arrighi, Paul/Olivesi, Antoine, (eds.), 1971. *Histoire de la Corse*. Toulouse: Privat.
- Arrighi, Paul/Pomponi, Francis, 1967. *Histoire de la Corse*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Badia i Margarit, Antoni M., 1977. *Ciència i passió dins la cultura catalana*. Barcelona: Publicacions de l'Abadia de Montserrat.

- Bal, Willy/Gemain, Jean/Klein, Jean/Swiggers, Pierre, 1997. *Bibliographie sélective de linguistique française et romane*. 2^e édition. Louvain-la-Neuve: Duculot.
- Bec, Pierre, 1970. *Manuel pratique de philologie romane*. 2 vol. Paris: Picard.
- Berschlin, Helmut/Felixberger, Josef/Goebel, Hans, 1978. *Französische Sprachgeschichte*. München: Hueber (2., überarbeitete und ergänzte Auflage: Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2008).
- Blackwood, Robert J., 2008. *The State, the Activists and the Islanders*. Language Policy on Corsica. New York: Springer.
- Borst, Arno, 1957-1963. *Der Turmbau von Babel*. Geschichte und Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 4 vols. Stuttgart: Hirsemann [Neudruck: München: dtv, 1995].
- Bossong, Georg, 2008. *Die romanischen Sprachen*. Eine vergleichende Einführung. Hamburg: Buske.
- Bourciez, Édouard, 1967. *Éléments de linguistique romane*. Paris: Klincksieck.
- Calaforra i Castellano, Guillem, 1998. *Wilhelm Meyer-Lübke i Das Katalanische*. Introducció i traducció. Barcelona: Institut d'Estudis Catalans.
- Calendini, Jean-Baptiste/Bernard-Leoni, Vannina, (eds.), 2011. *Studià in Corsica*. Corti: Università di Corsica/Aiacciu: Albiana.
- Camproux, Charles, 1974. *Les langues romanes*. Paris: Presses Universitaire de France.
- Caramini, Roger, 1995. *Histoire du peuple corse*. Paris: Criterion.
- Casanova, Santu, [1935] 1940. *U mè viaghju in Italia*. Milano: Convivio letterario.
- Chiorboli, Jean, 1988. « Individuation sociolinguistique corse: dynamique et effets linguistiques », in: Kremer, Dieter, (ed.). *Actes du XVIII^e Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes* (Université de Trèves [Trier] 1986), tome V: Linguistique pragmatique et sociolinguistique. Tübingen: Niemeyer, 296-306.
- Chiorboli, Jean, 1992. *La langue des Corses*. Notes linguistiques et glottopolitiques. Bastia: JPP Infografica.
- Chiorboli, Jean, 1997. « Corse-italien », in: *HSK 12.2*, 1214-1232.
- Chiorboli, Jean, 2010. *Le corse pour les nuls*. Paris: First-Gründ.
- CTC 2013. Collectivité Territoriale de Corse/Cullettività Territoriale di Corsica. *Enquête sociolinguistique sur la langue corse. Compétences, usages et représentations/Inchiesta sociolinguistica nant'à a lingua corsa: cumpetenzze, usi è ripresentazione*. Ajaccio/Aiacciu. (Download über: http://www.corse.fr/linguacorsa/Inchiesta-sociolinguistica-nant-a-a-lingua-corsa_a123.html)

- Colonna, Romain, 2013. *Les paradoxes de la domination linguistique*. La diglossie en questions [sic]. Paris: L'Harmattan.
- Comiti, Jean-Marie, 2005. *La langue corse entre chien et loup*. Paris: Harmattan.
- Dalbera-Stefanaggi, Marie-José, 1991. *Unité et diversité des parlers corses*. Le plan phonologique. Parenté génétique et affinité. Alessandria: Edizioni dell'Orso.
- Dalbera-Stefanaggi, Marie-José, 2001. *Essais de linguistique corse*. Ajaccio: Editions Alain Piazzola.
- Dalbera-Stefanaggi, Marie-José, 2002. *La langue corse*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Durand, Olivier, 2003. *La lingua corsa*. Una lotta per la lingua. Brescia: Paideia Editrice.
- Ettori, Fernand, 1979a. « À la recherche de la culture corse », in: *MdC* IV, 368-416.
- Ettori, Fernand, 1979b. « Langue et littérature », in: Ettori, Fernand et alii, (eds.). *Corse. Écologie, Économie, Art, Littérature, Langue, Histoire, Traditions populaires*. Paris: Bonneton, 171-211.
- Ettori, Fernand, 1980. « Quand souffle la Tramuntana », in: *MdC* II, 389-399.
- Ettori, Fernand, 1982. « Le sursaut d'une culture menacée », in: *MdC* V, 334-385.
- Ettori, Fernand/Fusina, Ghjacumu, 1981. *Langue corse: incertitudes et paris*. Ajaccio: A Stampa.
- Fabellini, Simona, 2010. *Sprachkonkurrenz auf Korsika vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main etc.: Peter Lang.
- Farrenkopf, Ulrich, 2011. *Die Entwicklung des Korsischen zur modernen Kultursprache*. Eine Fallstudie zu Sprachausbau und Sprachpolitik. Bonn: Romanistischer Verlag.
- Fusina, Jacques, 1994. *L'enseignement du corse*. Histoire, développements récents et perspectives. Aiacciu: A Squadra di u Finusellu.
- Gabriel, Christoph/Meisenburg, Trudel, 2007. *Romanische Sprachwissenschaft*. Paderborn: Fink.
- Giacomo-Marcellesi, Mathée, 1988. „Korsisch: Externe Sprachgeschichte. *Histoire du corse*“, in: *LRL* 4, 820-829.
- Goebel, Hans, 1984. „Das Korsische oder: Wie entsteht eine Sprache?“, in: Messner, Dieter, (ed.). *Scripta Romanica Natalicia*. Zwanzig Jahre Romanistik in Salzburg. Salzburg: Institut für Romanistik, 147-165.
- Goebel, Hans, 1988a. „Korsisch, Italienisch und Französisch auf Korsika. *Corso, italiano e francese in Corsica*“, in: *LRL* 4, 829-835.

- Goebel, Hans, 1988b. « Heur et malheur d'une langue romane nouveau-née: le corse », in: Kremer, Dieter, (ed.). *Actes du XVIII^e Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes* (Université de Trèves [Trier] 1986), tome V: Linguistique pragmatique et sociolinguistique. Tübingen: Niemeyer, 287-295.
- Goebel, Hans, 2007. „Kurze Sozialgeschichte des Korsischen“, in: *Quo vadis Romania?* 30, 39-56.
- Goebel, Hans, 2010. “La concezione ascoliana del ladino e del franco-provenzale”, in: Marcato, Carla/Vicario, Federico, (eds.). *Il pensiero di Graziadio Isaia Ascoli a cent'anni della scomparsa*. Convegno internazionale, Gorizia-Udine, 3-5 maggio 2007. Udine: Società Filologica Friulana, 147-175.
- Greive, Artur 1970. „Wilhelm-Meyer Lübke, 1861-1936“, in: *Bonner Gelehrte*. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Sprachwissenschaften. Bonn: Bouvier/Röhrscheid, 200-213.
- Haarmann, Harald, 1975. *Soziologie und Politik der Sprachen Europas*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Haarmann, Harald, 1993. *Die Sprachenvwelt Europas*. Geschichte und Zukunft der Sprachnationen zwischen Atlantik und Ural. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Haarmann, Harald, 2002. *Sprachen-Almanach*. Zahlen und Fakten zu allen Sprachen der Welt. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Hofstätter, Klaus, 1991. „Soziolinguistische und pragmalinguistische Probleme bei der Kodifikation des Korsischen“, in: Dahmen, Wolfgang/Gsell, Otto/Holtus, Günter/Kramer, Johannes/Metzeltin, Michael/ Winkelmann, Otto, (eds.). *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen*. Romanistisches Kolloquium V. Tübingen: Narr, 139-170.
- Hofstätter, Klaus, 1994. *Orthographie und orthographischer Diskurs im Korsischen – eine soziolinguistische Untersuchung*. 2 vols. Salzburg: Universität (unveröffentlichte Dissertation).
- HSK 12 (1996-1997): Goebel, Hans/Nelde, Peter/Starý, Zdeněk/Wölck, Wolfgang, (eds.). *Kontaktlinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de Contact*. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research/Manuel international des recherches contemporaines. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2 vol. (Handbücher der Sprach- und Kommunikationswissenschaft 12.1 und 12.2).
- Jaffe, Alexandra 1999. *Ideologies in Action*. Language Politics on Corsica. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.

- Jerger, Christian, 2004. *Lexikographie und Korpusplanung: die Wörterbücher des Korsischen*. Tübingen: Stauffenburg.
- Kaiser, Georg A., 2014. *Romanische Sprachgeschichte*. Paderborn: Fink.
- Kloss, Heinz, 1978. *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann.
- Kuhn, Alwin, 1951. *Romanische Philologie*. Erster Teil: die romanischen Sprachen. Bern: Francke.
- Lefèvre, Marianne, 2002. « Langue, terre et territoire en Corse », in: *Hérodote* (Langues et territoires) 105, 38-59 (auch im Netz über die Plattform *cairn* verfügbar).
- Lindenbauer, Petrea/Metzeltin, Michael/Thir, Margit, 1995. *Die romanischen Sprachen*. Eine einführende Übersicht. 2. Auflage. Wilhelmsfeld: Egert.
- LRL: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian, (eds.), 1988-2005. *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. 12 Bände. Tübingen: Niemeyer.
- Marcellesi, Jean-Baptiste, 1984. « La définition des langues en domaine roman. Les enseignements à tirer de la situation corse », in: *Actes du XVII^{ème} Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes* (Aix-en-Provence, 29 août – 3 septembre 1983), vol. 5: Sociolinguistique des langues romanes. Aix-en-Provence: Université de Provence/Marseille: Laffitte, 307-314.
- Marcellesi, Jean-Baptiste, 1987. « L'action thématique programmée : Individuation sociolinguistique corse et le corse, langue polynomique », in: *Etudes corses* 15, 5-20.
- Marcellesi, Jean-Baptiste/Thiers, Ghjacumu 1986. *L'individuation sociolinguistique corse*. Corti: Institut d'Etudes Corses/Mont-Saint-Aignan: GRECSO-IREL.
- Marcellesi, Jean-Baptiste/Thiers, Ghjacumu, 1988. "Korsisch: Soziolinguistik. *Sociolinguistique : a lingua corsa è a so situazioni sociolinguistica?*", in: *LRL* 4, 809-820.
- Marchetti, Pascal, 1980. *Une mémoire pour la Corse*. Paris: Flammarion.
- Marchetti, Pascal, 1981. *Le corse sans peine*. Méthode quotidienne ASSiMil. Chennevières sur Marne: ASSiMil.
- Marchetti, Pascal, 1989. *La corsophonie*. Un idiome à la mer. Paris: Albatros.
- Marchetti, Pascal/Geronimi, Dominique Antoine, 1971. *Intriciate è cambiarine*. Manuel pratique d'orthographe corse. Nogent-sur-Marne: Beaulieu.
- Mazzoni, Jean-Francois, 1979. « Une opération publicitaire réussie : Santu Casanova en Italie... », in: *MdC* IV, 222-229.
- MdC I-VI: Pomponi, Francis, (ed.), 1979-1982. *Mémorial des Corses*. vols. I-VI, Ajaccio: Albiana.

- MdC VII: Arrighi, Ghjuvan-Maria/Vinciguerra, Marie-Jean, (eds.), 1999. *Mémorial des Corses*, vol. VII: *Chronique de fin de siècle, 1981-2000*. Ajaccio: Albiana.
- Meistersheim, Anne, 2008. « Du *riacquistu* au désenchantement. Une société en quête de repères », in: *Ethnologie française* 38, 407-413 (auch im Netz über die Plattform *cairn* verfügbar).
- Meyer-Lübke, Wilhelm, 1890. *Grammatik der romanischen Sprachen*. Band I: Lautlehre. Leipzig: Reisland (Neudruck: Hildesheim: Olms 1972).
- Meyer-Lübke, Wilhelm, 1901. *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft*. Erste Auflage. Heidelberg: Winter.
- Meyer-Lübke, Wilhelm, 1925. *Das Katalanische*. Seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen. Sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt. Heidelberg: Carl Winter.
- Morel-Fatio, Alfred, 1888. „Das Catalanische“, in: Gröber, Gustav, (ed.). *Grundriß der romanischen Philologie*. 1. Band. Straßburg: Trübner, 669-688.
- Morel-Fatio, Alfred/Jean-Joseph Saroihandy, 1904. „Das Catalanische“, in: Gröber, Gustav, (ed.). *Grundriß der romanischen Philologie*. 1. Band, 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg: Trübner, 841-877.
- Müller, Bodo 1983. „Das Katalanische in der Entwicklung des Sprachenkatalogs der romanischen Sprachwissenschaft“, in: *Estudis de llengua i literatura catalanes oferts a R. Aramon i Serra en el setantè aniversari*, vol. III. Barcelona: Curial, 397-411.
- Müller, Bodo 1994. „Die «Sprachen» der romanischen Sprachwissenschaft“, in: Baum Richard/Böckle, Klaus/Hausmann, Franz Josef/Lebsanft, Franz, (eds.). *Lingua et traditio*. Geschichte der Sprachwissenschaft und der neueren Philologien. Festschrift für Hans Helmut Christmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Narr, 643-650.
- Muljačić, Žarko/Haarmann, Harald, 1996. « Distance interlinguistique, élaboration linguistique et coiffure linguistique », in: *HSK* 12.1, 634-642.
- NALC (1995, 1999, 2009): Dalbera-Sefanaggi, Marie-José. *Nouvel Atlas linguistique de la Corse*. 3 vols. Paris: CNRS/Ajaccio: Piazzola.
- Nesi, Annalisa, 1988. „Korsisch: interne Sprachgeschichte. *Evoluzione del sistema grammaticale?*“, in: *LRL* 4, 799-808.
- Ottavi, Antoine, 1979. *Des Corses à part entière*. Paris: Du Seuil.
- Ottavi, Antoine, (ed.), 1979. *La langue corse dans le système éducatif*. Enjeux sociaux, curriculaires et didactiques du bi/plurilinguisme. Ajaccio: Albiana.
- Platz-Schliebs, Anja/Schmitz, Katrin/Müller, Natascha/Merino Claros, Emilia, 2012. *Einführung in die Romanische Sprachwissenschaft*. Französisch, Italienisch, Spanisch. Tübingen: Narr Francke Attempto.

- Pomponi, Francis, 1979. « Corsica terra irredente. L'appel des sirènes d'outre-Tyrrhénienne », in: *MdC* IV, 230-249.
- Rohr, Rupprecht, 1968. *Einführung in das Studium der Romanistik*. 2., überarbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt.
- Rohlf, Gerhard. 1941. *L'italianità linguistica della Corsica*. Wien: Schroll (Kaiser Wilhelm Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft im Palazzo Zuccari, Rom, Reihe 1, Vorträge 29).
- Saint-Blancat, Chantal, (ed.), 1993. *La Corsica*. Identità etnico-linguistica e sviluppo. Padova: CEDAM.
- Schlösser, Rainer, 2001. *Die romanischen Sprachen*. München: Beck.
- Tagliavini, Carlo, 1964. *Le origini delle lingue neolatine*. Introduzione alla filologia romana. Quarta edizione aggiornata. Bologna: Pàtron.
- Thiers, Jacques, 1981. « Une nouvelle politique culturelle pour la Corse », in: *Les Temps Modernes*, octobre 1981, 670-697.
- Thiers, Jacques, 1986. « Épilinguisme, élaboration linguistique et volonté populaire, trois supports de l'individuation sociolinguistique corse », in: *Langages* 21, 65-74.
- Thiers, Jacques, 1989. *Papiers d'identité(s)*. Levie: Albiana.
- Thiers, Jacques, 1997. « Français-corse », in: *HSK* 12.2., 1201-1213.
- Thiers, Ghjacumu, 2007. "Lingua corsa : un fiatu novu?", in: *Revista de llengua i dret* 48, 15-35. (Download unter: http://www10.gencat.net/eapc_rld/revistes/copy5_of_Revista_prova_2/Llengua_corsa__un_aire_nou/fr).
- Toso, Fiorenzo, 2006. *Lingue d'Europe*. La pluralità linguistica dei Paesi europei fra passato e presente. Milano: Baldini Castoldi Dalei editore.
- U Muntese: *Dizziunari Corsu-Francese*, 1^{ère} édition. Ajaccio: Albiana 1984 (2014: 2^e édition).
- Vidos, Benedek Elemér, 1968. *Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft*. München: Hueber.
- Wendt, Heinz F., 1961. *Sprachen* (Das Fischer Lexikon). Frankfurt am Main: Fischer Bücherei.

Das Moldauische. Vom langsamen Sterben einer neuen Sprache

Klaus BOCHMANN, Halle

Die moldauische Sprache – ihre entschiedenen Gegner versehen den Ausdruck vorsichtshalber mit Anführungsstrichen, ähnlich wie wenn man einen unappetitlichen Gegenstand nur mit den Fingerspitzen berührt – hat eine widersprüchliche Gründungsgeschichte und ein ebenso widersprüchliches Schicksal. Außerhalb des moldauischen Kerngebiets formiert, war die heutzutage als „stalinistische Erfindung“ Gebrandmarkte für ein halbes Jahrhundert die Nationalsprache einer der sechzehn Republiken der Sowjetunion, danach die Staatssprache der unabhängigen Republik Moldau, in deren Verfassung sie immer noch als solche festgeschrieben ist, wohingegen sich die breite Öffentlichkeit des Landes zum Rumänischen bekennt, aber immer noch lebt sie an den Rändern des rumänischen Sprachgebiets – in der Moldauischen Dnjestr-Republik („Transnistrien“) und im Westen des ukrainischen Bezirks Odessa – offiziell fort. Auch identifizieren sich viele einfache Moldauer noch damit.

Das lange Siechtum, das im Titel unseres Beitrags anklingt, hat eine Geschichte, die im Grunde genommen schon begann, als man sich an die Elaboration dieser „selbständigen ostromanischen Sprache“ (Sergiewskij 1954: 227f.) machte. Es zeigt in eindrucksvoller Weise, dass einem Sprachprojekt dieser Art nur dann ein nachhaltiger Erfolg beschieden ist, wenn es sich auf einen breiten sozialen Konsens stützen kann, der auf authentischen soziokulturellen Bedürfnissen beruht und von einer dynamischen intellektuellen Elite aktiv und ausdauernd betrieben wird. In dieser Weise sind im 20. Jahrhundert die zahlreichen neoromanischen Sprachen – vom Korsischen über die *langues-d'oil* bis zu den Kreolsprachen – ausgebaut bzw. „gemacht“ (Bochmann 2005) worden. Eine von oben oktroyierte Sprache hat es dagegen schwer, sich langfristig zu behaupten.

Der Name der Sprache ist übrigens so alt wie die schriftsprachliche Kultur der Rumänen. In den älteren rumänischen Texten ist seit dem 16. Jahrhundert sowohl von der rumänischen Sprache (*limba românească*) als auch von der moldauischen (*limba moldovenească*) die Rede, zwei verschiedene Bezeichnungen für ein und dieselbe Sprache, über deren grundsätzliche Zusammengehörigkeit kaum jemals Zweifel bestanden. Am deutlichsten drückte diesen Gedanken der

sprachlich-ethnischen Einheit kein geringerer als der moldauische Fürstgelehrte Dimitrie Cantemir aus, als er sein Geschichtswerk mit *Hronicul româno-moldo-vlahilor* („Chronik der Rumano-Moldo-Walachen“) überschrieb. Insofern beruht die Rechtfertigung einer besonderen moldauischen Sprache aus der vor-modernen Geschichte, wie sie immer wieder versucht worden ist, (zuletzt bei Stati 2003), auf keiner belastbaren Grundlage. Ebenso wenig lässt sich aus der dialektalen Gliederung des rumänischen Sprachgebietes ein überzeugendes Argument im Sinne eines Sondercharakters des Moldauischen ableiten: die beiden großräumigsten Dialekte (bzw. Subdialekte nach der Auffassung der rumänischen Dialektologen), der muntenische (walachische) und der moldauische, teilen das rumänische Sprachgebiet nicht in ein – wie man annehmen könnte – westliches und ein östliches, von denen das letztere dann logischerweise das des moldauischen Dialekts wäre, sondern in ein südliches (muntenisches) und ein nördliches (moldauisches), deren letzteres das ganze nördliche Siebenbürgen bis zur Westgrenze Rumäniens sowie die historische Moldau mit Ausnahme eines kleinen Territoriums im Süden bedeckt. „Moldauisch“ ist somit fast die Hälfte Rumäniens. Und schließlich ist die rumänische Standardsprache zwar hauptsächlich auf der Grundlage der Sprache des südwest-siebenbürgischen und muntenischen Gebietes entstanden, hat aber auch einen starken Anteil moldauischer Eigenheiten in Morphologie und Lexik integriert und ist demzufolge nicht als exklusiv muntenisch aufzufassen.

1924 – Geburtsjahr der moldauischen Sprache

In der ursprünglichen Motivation für die Schaffung dieser Sprache spielen zwei Momente eine Rolle, von denen nicht sicher ist, welches das ausschlaggebende gewesen ist. Unter chronologischem Gesichtspunkt wäre es zuerst Lenins Konzept der Nationalitätenpolitik, das er kurz nach der Oktoberrevolution in einem Dekret dargelegt hatte. Darin wird allen Völkern Russlands unabhängig von ihrer Größe das Recht auf Selbstbestimmung und damit auch auf den öffentlichen Gebrauch der eigenen Sprache zugesprochen. Im Rahmen des auf diesem Prinzip gegründeten Programms des „Sprachaufbaus“ (*jazykovoje stroitel'stvo*) haben dann über 70 bisher schriftlose Idiome eine eigene Schrift erhalten. In Bezug auf das Moldauische sollte das Argument der Schriftlosigkeit durchaus auch eine Rolle spielen, hauptsächlich aber standen rein territorialpolitische Motive im Vordergrund. Denn die jenseits des rumänisch-sowjetischen Grenzflusses Dnjestr lebenden Rumänen bzw. Moldauer waren durch den Verlust Bessarabiens, wie das Gebiet der heutigen Republik Moldau unter der rus-

sischen Herrschaft hieß, und seine Integration 1919 in das Königreich Großrumänien von den sprachlich-kulturellen Ausstrahlungszentren abgeschnitten, auf die sie sich bei Bedarf hätten berufen können.

Unter diesen Umständen formulierte im Februar 1924 eine Gruppe rumänischer Emigranten ein Memorandum, in welchem von der Existenz von 500.-800.000 Moldauern in den Bezirken Odessa und Kamenez-Podolsk ausgegangen und die Bildung einer moldauischen Republik vorgeschlagen wurde. Im Vordergrund stand keinesfalls die wenig später diskutierte sprachlich-kulturelle Abgrenzung gegenüber Rumänien, sondern der Gedanke der künftigen Weiterführung der sozialistischen Revolution in Bessarabien, Rumänien und im ganzen Balkanraum, wofür die sowjetische Moldaurepublik den kulturellen Ausgangspunkt bilden sollte. Bereits im Januar 1924 hatte der aus Bessarabien stammende ehemalige Heerführer und nunmehriges Mitglied der ukrainischen Parteiführung Grigori I. Kotovski den Volkskommissar Michail B. Frunse über den angeblichen Wunsch der moldauischen Werktätigen nach Bildung einer nationalen Sowjetrepublik informiert (Istorija 1968: 143). Nach sechs Monaten kontroverser Diskussionen beschloss am 29. Juli 1924 das Politbüro der Kommunistischen Partei Russlands (B) die Gründung einer autonomen Republik (vgl. Negru 2003: 24), was am 12. Oktober 1924 erfolgte. In der sowjetischen Geschichtsschreibung ist sie eine Konsequenz der ergebnislos abgeschlossenen sowjetisch-rumänischen Wiener Verhandlungen um die Lösung der Bessarabien-Frage von März-April 1924 gewesen (Istoria 1984: 304). Nichtsdestoweniger wies die sowjetische Parteiführung von Anfang an darauf hin, dass die Bildung der autonomen Republik nur der Anfang einer Staats- und Nationsbildung sein sollte, die zum gegebenen Zeitpunkt auch Bessarabien einschließen sollte.¹ Inwieweit der Zeitpunkt der Gründung auch mit dem Scheitern des prosowjetischen Aufstands von Tatarbunar im September desselben Jahres zusammenhängt, mit welchem die Hoffnung auf die Wiedergewinnung zumindest eines Teils von Bessarabien auf revolutionärem Wege begraben werden musste, mag dahin gestellt sein. Es könnte aber die Tendenz der Abschottung von der rumänischen Sprache gefördert haben.

Die Autonome Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik (AMSSR) umfasste 11 Raions (Landkreise) mit einer Gesamtbevölkerung von 545.500 Personen (Istorija 1968: 147). Zieht man die damaligen Zahlenangaben zu den

¹ So heißt es im Beschluss des Zentralkomitees der KP(b)R vom 25.9.1924: „Im Gründungsdokument der Moldauischen Autonomen SSR soll darauf hingewiesen werden, dass ihre Westgrenze die Staatsgrenze der UdSSR ist ...“, womit der Fluss Prut gemeint war (Istoria 1984: 305).

Moldauern in Betracht, die sich 1925 nur auf 162.794 Personen (= 34,8%, neben ca. 50% Ukrainern und 5% Russen) und 1939 auf Grund der Assimilierung an die Hauptbevölkerung nur noch 28,5% der Gesamtbevölkerung ausmachten (im Raion Balta ganze 3,5%!, vgl. Negru 2013: 17f.), so wird deutlich, dass es sich um eine Minderheit handelte, der nicht nur eine überwiegende Masse von Ukrainisch- und Russischsprachigen gegenüberstand, sondern eine so gut wie ausschließlich von diesen gestellte Riege von Funktionären auf allen Stufen des Partei- und Staatsapparats, die dem Projekt gegenüber keineswegs freundlich gesinnt waren. Die übergroße Mehrheit der Moldauer dagegen waren Bauern, die meisten noch dazu Analphabeten.

Wenn man Petru Negură folgen will, der in Bezug auf den in der AMSSR stattfindenden Versuch der Konstruktion einer Nation mit eigener Sprache und Kultur mit einem gewissen Recht von einem „gescheiterten Nationalismus“ spricht (Negură 2012: 78-85), dann muss man folgende Faktoren in Betracht ziehen.

1. die Uneinheitlichkeit der Auffassungen, die rigorosen Eingriffe der Politik in den Verlauf der Arbeiten und die mit beiden verbundenen Zickzackbewegungen der Grundsatzentscheidungen;

2. die bereits erwähnte schwache demographisch-soziologische Grundlage auf moldauischer Seite und die von Unwillen bis Feindseligkeit gehende Haltung der zentralen und lokalen Funktionärsschicht.

Das Hin und Her zwischen dem extremen Differentialismus der als Moldovenisten bezeichneten Verfechter einer Eigenständigkeit des Moldauischen und dem Rumänismus der Gegenpartei ist zur Genüge beschrieben worden (Heitmann; Negru; Negură; Bochmann 2014). In einer ersten, von 1924 bis 1931 reichenden Phase erhielten diejenigen Kräfte die Oberhand, die das dialektal geprägte umgangssprachliche Rumänisch zur Schriftsprache mit russischem Alphabet ausbauen wollten. Dem lag die im August 1924 erstmals von A. Grinshtein in den *Odesskie Izvestia* öffentlich geäußerte Idee der Existenz zweier Völker, des rumänischen und des moldauischen, zugrunde, die sich analog zum russischen und ukrainischen auseinander entwickelt hätten (Negru 2003: 15). Damit setzte er die Moldauer des „linken Ufers“ mit den bis dato schriftlosen Völkern der Sowjetunion gleich. Obwohl die aus Rumänien stammenden Kommunisten unter der Führung von Ion Dic die volle Orientierung auf das Rumänische verlangten, weil aus der armen Bauernschaft keine große Kultur hervorgehen könne, entschied die Führung in Kiew zugunsten der Moldovenisten.

Deren Erfolge waren in den Anfangsjahren mehr als kläglich. Die bis 1926 vorgelegten grammatologischen und lexikologischen Arbeiten waren den Parteiorganen immer noch zu stark an die „vorrevolutionäre“ Sprache, das Rumänische, angelehnt. Erst mit der Bildung der sprachwissenschaftlichen Abteilung des Moldauischen Wissenschaftlichen Komitees im Dezember 1926, welchem der Dichter L. A. Madan vorstand, kommt die Ausarbeitung der Sprache voran. Der Wille der Distanzierung vom Rumänischen führte dazu, dass die größten Dialektalismen, die in der rumänischen Standardsprache und selbst bei den meisten moldauischen Schriftstellern vom 17. Jahrhundert an zugunsten von über das muntenische Dialektgebiet hinaus verbreiteten Formen gemieden wurden, als Differenzmarker exhibiert wurden. Das betrifft beispielsweise den Wandel von f und v vor e, i zu h bzw. j (wie in *hier* < *fier*, *hi*, *hie* < *fi*, *fi* usw.; *jin* < *vin*, *jin* < *vin* usw.). Ebenso die Palatalisierung der Bilabialen vor e und i (wie in *kiept* < *piept*, *kiatři* < *piatră*, *ghini* < *bine* usw.), die Schließung des auslautenden -ă zu -î (*kiatři*), des unbetonten e zu i (*ghini* < *bine*) u.a.m. Im Wortschatz wurden Russismen nicht nur aus dem spezifisch sowjetischen Bereichen der Politik und der neueren Technologie und Wissenschaften übernommen, sondern vorrangig neue Termini aus lexikalischen Elementen des moldauischen Dialekts konstruiert, für die es im Rumänischen bereits Äquivalente gab (zumeist als Internationalismen), wie *sîngurşburător* statt *avion*, *sîngurmergător* statt *automobil*, *aeromăsurător* statt *barometru* usw. Viele dieser Neubildungen waren dem Russischen nachgebildet, wie *limboştiinŃi* nach *jazykoznanije* („Sprachwissenschaft“), *statnic* nach *gosudarstvennyi* („staatlich“) usw. (mehr dazu bei Negură 2012, Bochmann 2014, Mândicanu 1988). Ein differentialistisches Markenzeichen waren ebenfalls die zahlreichen Archaismen, von denen sich das Standardrumänische längst frei gemacht hatte, wie *oblăduire* anstelle von *direcŃiune*, *sfadî* statt *dezbătere*, *sînestătător* für *independent* usw. In den Jahren 1929-30 erreichte dieser Aufbauprozess seinen Höhepunkt. Das Komitee unter Madan hatte etwa 5.000 neue Wörter für den Schulgebrauch ausgearbeitet und bereitete ein Wörterbuch, *Cuvîntelnic academicesc al limbii moldovineşti*, vor.

Die schwerwiegendste Entscheidung war jedoch die für das russische Alphabet, das angesichts der Vormacht des Russischen im gesamten Leben der Sowjetunion zwar den gleichzeitigen Zugang zu beiden Sprachen erleichterte, aber den Abstand vom Rumänischen gleich auf den ersten Blick ins Auge springen ließ. Dabei konnte man sich zwar auf eine gewisse Tradition berufen – Moldauisch war unter der Zarenherrschaft teils lateinisch, teils kyrillisch verschriftet gewesen (soweit es überhaupt geschrieben wurde), aber in den Debatten um seine Offizialisierung im Zuge der Konstituierung der Moldauischen Demokratischen Republik im November-Dezember 1917 war gerade aus den

Kreisen der bessarabischen Arbeiter, Bauern und Soldaten der Wunsch nach Lateinschreibung erhoben worden (vgl. Pahomi/Popovschi 2010).

Im Jahre 1932 wird plötzlich entschieden, die ganze moldovenistische Orientierung fallen zu lassen und die Sprachpolitik auf das Rumänische umzustimmen. Durch diesen willkürlichen Schritt schienen die jahrelangen Bemühungen zur Schaffung von etwas Neuem zunichte gemacht zu sein. Was hatte dazu geführt? Im Vordergrund scheint die Einsicht gestanden zu haben, dass mit einer so beschaffenen Sprache, wie sich das Moldauische darstellte, die Bevölkerung in Bessarabien, wo sich die rumänische Standardsprache dank eines relativ gut entwickelten Schulsystems inzwischen recht verbreitet hatte, für die sowjetische Propaganda nicht zu gewinnen war. Stalin selbst hatte sich davon überzeugen lassen, dass das Moldauische ein Dialekt der moldo-rumänischen Sprache sei (Negru 2003: 37). Die am 2. Februar 1932 vom Büro des Moldauischen Regionalkomitees der KP der Ukraine beschlossene Lateinschreibung, mit der auch die Aussprache an die des Rumänischen angeglichen wurde, schloss aber zugleich auch Kompromisse in der Lexik ein: zahlreiche regionale bzw. inzwischen eingeführte Lexeme, vor allem die spezifisch sowjetischen Terminologien wurden beibehalten.

Der systematische, zum Teil auch offene Widerstand der Parteifunktionäre auf allen Ebenen, für welche das Moldauische bereits zum sprachlichen Kapital geworden war, auf das sich ihre soziale Position gründete, verhinderte die volle Durchsetzung des Rumänisierungsprojekts. Als schließlich mit der Annahme der neuen sowjetischen (der sogenannten Stalinschen) Verfassung 1936 der Sieg des Sozialismus verkündet und die Einheit der Sowjetvölker in den Vordergrund gestellt wurde, war die Russifizierung der Schriftsprachen wieder an der Tagesordnung. Im Oktober 1937 beschloss die moldauische Parteiführung die Rückkehr zur „russischen“ Schreibung, und 1938 wurde der obligatorische Russischunterricht selbst in den Grundschulen eingeführt. In der Atmosphäre der großen Säuberungswellen der Jahre 1937/38 wurden die „Rumänisten“ als Volksfeinde und Spione stigmatisiert, ihre Entlassung aus den leitenden Positionen und ihre Verhaftung war dann nur noch eine Frage der Zeit. In der offiziellen Geschichtsschreibung wurde die Einführung der lateinischen Schreibung als großer Fehler bezeichnet, sie habe die Verbindungen mit der russischen, ukrainischen und anderen Sprachen erschwert und die Bereicherung der moldauischen Sprache behindert (Istoriija 1964: 221; Istoria 1984: 327).

Dieser mehrfache Kurswechsel ist zweifellos eine der Ursachen für das letztendliche Scheitern des Gesamtprojekts. Die Herausbildung einer genügend umfangreichen sozialen Schicht von Gebildeten mit soliden Sprachkenntnissen

konnte auf dieser Grundlage nur schwerlich entstehen. Gewiss war die Alphabetisierung der Bauern und Arbeiter sichtbar vorangekommen. Vor Ausbruch des 2. Weltkrieges gab es auch schon einige wenige höhere Bildungsanstalten, an denen auch auf Moldauisch unterrichtet wurde – zwei Pädagogische Institute (in Balta und Tiraspol) und eine Landwirtschaftsfachschule in Tiraspol. Eine kleine Schicht moldauischer Hochschulabsolventen war herangebildet worden (1940: 4.356 Lehrer, 262 Ärzte, 1.174 Agronomen, 225 Ingenieure und Techniker, vgl. Istorija 1964: 216f.), doch bis auf die Lehrer und Agronomen ausschließlich an russischsprachigen Hochschulen.

Als Bessarabien im Jahre 1940 in der Folge des Hitler-Stalin-Paktes und des Zusatzprotokolls über die Aufteilung der deutschen und sowjetischen Einflussphären von der Sowjetunion reannektiert wird, kommt dieser kleinen Elite und der Funktionärsschicht die Aufgabe zu, die nach der Flucht der rumänischen Behörden frei gewordenen Leitungsposten zu besetzen – subalterne Posten in der Regel, da an den wirklich verantwortlichen Stellen so gut wie ausschließlich russische bzw. russischsprachige Funktionäre eingesetzt wurden.

Sprachpolitik in der Moldauischen Sowjetrepublik. Das uneingestandene Scheitern eines Großversuches

In der nach dem 2. Weltkrieg eingerichteten Moldauischen Unionsrepublik sollte die 1924 eingeleitete Sprachpolitik mit dem Ziel eindeutiger Abgrenzung von Rumänien konsequent durchgesetzt werden. Einen Vorgeschmack darauf hatten die Moldauer bereits in dem einen Jahr Sowjetherrschaft zwischen der Annexion von 1940 bis zum rumänischen Überfall auf die Sowjetunion an der Seite Nazideutschlands im Jahre 1941 bekommen.

Auf lange Sicht erwies es sich, dass das linksdnjestrische Moldauisch für den Gebrauch in der neuen Sowjetrepublik letztlich ungeeignet, weil den Moldauern Bessarabiens kaum zumutbar war. Wie groß das Erschrecken der Einwohner besonders der großen Städte gewesen sein muss, als sie die schwer verständliche, grobschlüchtig dialektale und obendrein mit lexikalischen und semantischen Russismen sowie als stark veraltet empfundenen Wörtern und Wendungen versetzte Sprache der neuen Herren vernahmen, ist m.W. nicht überliefert. Man kann es sich jedoch vorstellen, wenn man bedenkt, dass ein reichliches Jahrzehnt später eine langsame Annäherung an das rumänische Modell einsetzte – uneingestanden, aber nichtsdestoweniger real. Immerhin waren die zwanzig Jahre intensiver rumänischer Bildungspolitik in der Zwischenkriegszeit nicht spurlos an der Bevölkerung vorübergegangen, selbst wenn ihre

Intellektuellen durch Flucht, Verdrängung und Deportation stark dezimiert waren.

Zunächst einmal bestimmte die transnistrische Norm den öffentlichen Sprachgebrauch. Nimmt man eine Zeitung wie „Moldova socialistă“ aus den Endvierziger Jahren zur Hand, fühlt man sich ins frühe 19. Jahrhundert versetzt, als die romanischen Neologismen noch selten und kirchenslawische Verwaltungstermini noch im Schwange waren, mit dem Unterschied immerhin, dass vulgär konnotierte Dialektformen (wie *îi* für *este*, *îs* für *sînt/sunt*, *ista* für *acesta*, *deamu* für *de acum* usw.) damals vermieden wurden. Den Höhepunkt dieser sprachpolitischen Orientierung stellten Übersetzungen aus dem Rumänischen dar. Eine Artikelüberschrift aus dem Bukarester „Universul“ vom März 1948, „Poporul român s-a pronunțat pentru Republica Populară“ wird wiedergegeben als „Norodul român a glăsuț pentru Republica Norodnică“.

Eine Neuorientierung findet in den 1950er Jahren statt. Die Zeitschrift „Limba și Literatura Moldovenească“ widmet 1958 ihre zweite Nummer dem Thema der Sprachpflege (*cultivarea limbii*), worunter die Bekämpfung von Dialektalismen und vulgären Tendenzen in Aussprache und Grammatik (Vgl. Vaksman 1958) sowie der richtige Gebrauch von Neologismen verstanden wird:² Es geht dabei unausgesprochen gerade um diejenigen, die zuvor als „westlich = rumänisch“ gebrandmarkt worden waren. Sprachpflege sollte fortan eine der Hauptaufgaben des Instituts für Linguistik der Moldauischen Akademie der Wissenschaften und der Schule sein. Eine weitere, wichtige Zäsur stellte von den 1950er Jahren an die zögerliche Wiederentdeckung (und Veröffentlichung in kyrillischer Schreibung) der „Klassiker der moldauischen Literatur“ dar – Alecsandri, Eminescu, Creangă, Alecu Russo, Costache Negruzzi, Kogălniceanu usw., die genauso gut zum literarischen Kanon Rumäniens gehören (vgl. Heitmann 2014: 189ff).

Damit entstand ein unauflösbarer Widerspruch: Einerseits hielt man unbeirrt am Glottonym *Moldauisch* fest, andererseits richteten sich Sprachpflege, Grammatikographie, Orthographie und Orthoepik (und selbst die Lexikographie, trotz der unverzichtbaren sowjettypischen Lexeme) immer deutlicher nach dem rumänischen Standard, so dass von den Besonderheiten des Moldauischen nur noch die kyrillische Schreibung übrig blieb. Der Annäherungsprozess war gewollt; hinter ihm standen in seltener Geschlossenheit die ethnisch

² So ist es jedenfalls dem einleitenden Beitrag von Corlăteanu zu entnehmen (Corlăteanu 1958), der – von der kyrillischen Schreibung abgesehen – in sprachlicher Hinsicht auch aus der Feder eines rumänischen Linguisten hätte stammen können.

moldauischen Schriftsteller, ebenso die Mehrheit der Linguisten, Journalisten und Wissenschaftler.

Unübersehbar war jedoch die Spannung zwischen dieser so konfigurierten Schriftsprache und der gesprochenen Sprache, die den „bessarabischen“ Akzent mit zahlreichen technischen sowie umgangssprachlichen Russismen mischte und sich damit sehr deutlich vom öffentlich-mündlichen Sprachgebrauch Rumäniens unterschied. Nichtsdestoweniger war es in den Tagen der Perestrojka und der Umbrüche von 1989-90 nur eine Frage der Zeit, dass sich die einheimischen Eliten auch in dieser Hinsicht von der moldauischen Sprache verabschiedeten.³

Der (fast) tödliche Absturz von 1989/90

Der Abschied erfolgte nach einer Massendemonstration, der größten, die das Land jemals erlebt hatte und in deren Gefolge am 31. August 1989 das „Gesetz über die Funktionsweise der Sprachen auf dem Territorium der Moldauischen Sowjetrepublik“ verkündet wurde, mit dem Moldauisch zur Staatssprache erklärt und die kyrillische Schreibung durch die lateinische ersetzt wurde. 1991 wurde auch der Name der Staatssprache durch „Rumänisch“ ersetzt. Für die russischsprachige Nomenklatura im Industriegebiet östlich des Dnjestr war dies zusammen mit der gleichzeitig betriebenen Annäherung an Rumänien ein willkommener Anlass, das Gebiet abzuspalten und als Moldauische Dnjestr-Republik auszurufen.

Auf dem verbliebenen Territorium der 1990 unabhängig gewordenen Republik Moldau war die Sprachfrage damit aber noch nicht endgültig gelöst. Gegen den Widerstand der ethnisch moldauischen Intellektuellen und der Moldauischen Akademie der Wissenschaften kehrte man in der nach dem Machtantritt prorussischer Kräfte im Jahre 1994 beschlossenen Verfassung zur Sprachbezeichnung „Moldauisch“ zurück, ohne jedoch die praktische Anlehnung an das Rumänische in Bildungswesen und Normgebung aufzugeben. Dabei berücksichtigte man nicht nur die Tatsache, dass sich lt. Zensus von 2004 immerhin etwa die Hälfte der ethnisch-moldauischen Bevölkerung mit der Sprachbezeichnung „Moldauisch“ identifizierte. In den öffentlichen Erklärungen schien immer auch der etwas kurzschlüssige Versuch auf, die Eigenstaatlichkeit des Landes durch das Postulat einer eigenständigen Nation mit ihrer

³ Eindrucksvoll und detailliert ist dieser Prozess erstmals beschrieben worden von Klaus Heitmann (1991; 2014).

spezifischen Sprache zu legitimieren, auch wenn diese nur am Glottonym festgemacht wurde. Die seit 2006 immer wieder geforderte Änderung des betreffenden Verfassungsartikels (Nr. 13) ist bisher stets abgelehnt bzw. ignoriert worden, was in der seit Jahren politisch instabilen Lage angesichts dringenderer Probleme durchaus verständlich ist.

Damit lebt die moldauische Sprache heute nur noch als eine Art Phantom fort – im Bewusstsein ethnischer Moldauer, vor allem der weniger gebildeten, im politischen Kalkül bestimmter antirumänischer Parteien in Moldova und im besagten Verfassungsartikel. Als praktische Realität ist es nur noch eine kuriose Marginalie – in den wenigen moldauischen Schulen Transnistriens und einigen Ortschaften der Region Odessa.

Literatur

- Bochmann, Klaus, 2014. „Der rumänisch-moldauische Sprachenstreit“, in: Christian Voß/Wolfgang Dahmen, (Hgg.). *Babel Balkan? Politische und soziokulturelle Kontexte von Sprache in Südosteuropa*. Südosteuropa-Jahrbuch 40, Südosteuropa-Gesellschaft, München: Verlag Otto Sagner, 219-234.
- Bochmann, Klaus, 2005. *Wie Sprachen gemacht werden. Zur Entstehung neuer romanischer Sprachen im 20. Jahrhundert*. Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Bd. 139, Heft 4, S. Hirzel, Stuttgart-Leipzig.
- Corlăteanu, N., 1958. „Cîteva cuvinte despre limba literară moldovenească și cultivarea ei“, in: *Limba și Literatura moldovenească*, nr.2, 61-62.
- Heitmann, Klaus, 1991. „Das Moldauische im Zeichen von Glasnost und Perestroika“, in: Dahmen, Wolfgang et al., (Hg.), *Romanistisches Kolloquium V*. Tübingen: Gunter Narr, 3-18.
- Heitmann, Klaus, 2014. *Limba și politică în Republica Moldova*, Polirom, Iași, 107-138.
- Istoria RSS Moldovenești din cele mai vechi timpuri pînă în zilele noastre*, 1984. Chișinău, « Știința ».
- Istoriya Moldavskoj SSR*, 1968. Tom II, Kishinjew, « Cartea Moldovenească » .
- Mîndîcanu, Valentin, 1988. „Veșmintul ființei noastre“, in: *Nistru*, nr. 4, 130-146.
- Negru, Elena, 2003. *Politica etnoculturală în RASS Moldovenească (1924-1940)*. Chișinău: Prut Internațional.

- Negură, Petru, 2012. „Nationaler und kultureller Aufbau in der Moldauischen Autonomen Sowjetrepublik. Das Beispiel eines gescheiterten Nationalismus”, in: Bochmann, Klaus et al., (Hg.). *Die Republik Moldau. Republica Moldova*. Ein Handbuch. Leipziger Universitätsverlag, 78-86.
- Pahomi, Tamara/Popovschi, Valeriu, 2010. „Lupta pentru limba română și alfabetul latin în Basarabia în 1917”, in: *Philologia* LII, 108-131.
- Sergijevskij, M. V., 1954. *Vvedenie v romanskoje jazыkoznanije*. Moskva.
- Stati, Vasile, 2013. *Dicționar moldovenesc-românesc*. Chișinău.
- Vaksman, B., 1958. „Rolul școlii la însușirea limbii literare”, in: *Limba și Literatura moldovenească*, nr. 2, 62-64.

Der ungeplante Ausbau des Luxemburgischen im Spannungsfeld von Germania und Romania

Fernand FEHLEN, Luxemburg

Das Großherzogtum wurde 1815 bei der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress geschaffen. 1839 verlor es sein wallonisch-sprachiges Gebiet an Belgien und bekam praktisch gleichzeitig mit der Ständeverfassung von 1841 eigene Gesetze und staatliche Institutionen.¹ Erst danach hat sich über eine Zeitspanne von praktisch hundert Jahren eine nationale Identität herausgebildet, der, mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung, die Entstehung einer eigenen Sprache folgte. Diese entspricht dem, was Kloss 1952 als Ausbausprache definiert hat: eine Sprache, die nicht „auf Grund der Besonderheit ihrer Substanz“ sondern durch ihre „soziologische Verselbständigung“ zur Kultursprache wurde (Kloss 1952: 16). „*Letzeburgisch*“ figuriert dann auch unter den paradigmatischen Beispielen, an Hand derer er „die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen“ untersucht.

Die Eigenstaatlichkeit als Grundlage des Ausbaus

Zur Zeit des *Ancien Régime* überlappte das Herzogtum Luxemburg die deutsch-französische Sprachgrenze. Als 1815 die Grenzen in Europa neu gezogen wurden, geschah dies nach dynastischen Kriterien und die Meinung der Untertanen sowie deren Sprache spielten keine Rolle. Das mittelalterliche Herzogtum Luxemburg wurde jetzt als Großherzogtum – aber in engeren Grenzen – eine der 39 Mitgliedsstaaten des *Deutschen Bundes*. Es stand unter der Souveränität von Wilhelm I., der gleichzeitig König der Niederlande war, und Luxemburg als 18. Provinz der Niederlande regierte, wogegen sich auch kein Widerstand regte, da die Geschehnisse des Herzogtums seit 1384 eng mit denen der Südlichen Niederlande verbunden waren. Aus dieser Tradition heraus wurden die Staatsgeschäfte auf Französisch geführt, dessen Bedeutung für sämtliche Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten durch das kurze Zwischenspiel der

¹ Pauly (2011) ist das rezenteste deutschsprachige Übersichtswerk zur Geschichte Luxemburgs. Ausführlicher Trausch (2007). Zur Sprachengeschichte mit Fokus auf die Stellung des Französischen Fehlen (2013a) und auf die divergierende Entwicklung der moselfränkischen Mundart in vier verschiedenen Staaten Fehlen (2004).

französischen Republik (1795-1814) noch verstärkt wurde, z.B. durch den bis heute die Grundlage der Gesetze bildenden Code Napoleon.

Die strategisch bedeutsame Festung wurde zur Bundesfestung mit einer preussischen Garnison, und in der kleinen Hauptstadt, mit ihren gut 10.000 Einwohnern, stellten die knapp 5.000 preußischen Soldaten einen Fremdkörper dar. Konflikte standen auf der Tagesordnung; das Spannungsverhältnis zwischen ziviler und militärischer Verwaltung bekam eine sprachpolitische Dimension, wenn die Stadtverwaltung sich darauf versteifte, deutsche Schriftstücke der Festungsverwaltung auf Französisch zu beantworten.

1830 bei der Revolution der Südprovinzen entstand das Königreich Belgien und Luxemburgs Grenzen wurden neu gezeichnet. In den Jahren seit dem Wiener Kongress war der deutsche Nationalgedanke unter den diplomatischen Unterhändlern so stark geworden, dass er praktisch zur Grundlage des Kompromisses von 1839 wurde. Der wallonische Teil Luxemburgs, dessen Einwohner nach der Meinung der deutschen Diplomaten, „durch Nationalität und Sinnesweise von den übrigen völlig gesondert [...] niemals wahre Deutsche“ geworden wären (zit. nach Stengers 1989: 27), blieb dem neuen belgischen Staat als *Province du Luxembourg* erhalten, während das deutschsprachige Gebiet weiterhin ein Großherzogtum unter der Souveränität des Niederländischen Königs bildete. Dieser wollte das nunmehr einsprachige Territorium nach dem Muster anderer deutscher Bundesstaaten neu organisieren, wogegen sich die lokalen Eliten zu Wehr setzten und dabei auch erstmals ihre Sprache, die in der Regel als „Luxemburger Deutsch“ oder auch schon mal als „sehr verdorbenes Teutsch“ bezeichnet wurde, als Argument benutzten:

Nous ne sommes pas Allemands; nos mœurs, notre éducation, notre caractère, nos relations sociales et même notre langage – car je n'appelle pas langue allemande l'idiome usité dans nos campagnes – rien chez nous n'est allemand. (zit. nach Calmes 1954: 33)

Selten findet sich die Formulierung der „zwei Nationalsprachen“, häufiger das Bonmot, wonach der Luxemburger zwei Muttersprachen habe, welches nicht nur von Pangermanisten als „Märchen“ entlarvt wird (Anon. 1867).

Der seinem Vater auf dem Thron folgende Wilhelm II. ließ den Notabeln eine größere Autonomie, so dass eigenständige Institutionen entstehen konnten. Dazu gehörte eine Deutsch-Französische Primärschule ab dem ersten Schuljahr. Angesichts des desolaten Zustandes des Schulwesens erscheint aus heutiger Sicht diese Zweisprachigkeit als symbolische, uneingestanden sprachpolitische Maßnahme, mit der keineswegs eine funktionale Beherrschung

beider Sprachen intendiert war, sondern deren Anerkennung als Landessprachen.

Aus jenen Tagen stammen auch die ersten Beschreibungen des Sprachgebrauchs (Calmes 1947: 273-286). So heisst es in einer Eingabe an den König von 1839, dass „neunzehn Zwanzigtheile der gesammten Bevölkerung“, also 95%, nur Deutsch verstehen. Die meisten werden wohl nur ihre Mundart gesprochen haben. Die Bourgeoisie beherrscht auch Französisch und Hochdeutsch; nur eine Handvoll Notabeln, die nach 1795 ins Land gekommen sind, sind des Deutschen nicht mächtig. Die in französischer Sprache geführten Grundbücher und Notariatsakte sind Anlass vieler Manipulationen und Betrügereien. Die ultramontane Luxemburger Kirche benutzt die deutsche Sprache in Predigt und Gebet und steht dem Französischen als Sprache der Revolution und der Aufklärung distanziert gegenüber. Der weit verbreiteten Meinung, die Bourgeoisie habe Luxemburgisch nur mit dem Dienstpersonal gesprochen, stehen viele Belege entgegen.

Mit der Formel „Der Gebrauch der deutschen und der französischen Sprache steht Jedem frei; es darf derselbe nicht beschränkt werden“ wird 1848 die Gleichberechtigung der deutschen und der französischen Sprache in die neue liberale Verfassung eingeschrieben und damit ist der Luxemburger Staat formaljuristisch zweisprachig. *De facto* wird die deutsche Sprache jedoch von der französischen dominiert. Im Gymnasium löst das Französische das Deutsche in den oberen Klassen ab. Die staatlichen Verwaltungseliten studieren hauptsächlich in Belgien bzw. Frankreich. Auch wenn die Gesetze bis 1940 zweisprachig publiziert werden, so ist die französische Formulierung im Zweifelsfall bindend. In der niederen Verwaltung wird Deutsch, in der höheren Verwaltung Französisch benutzt – der Gendarm wird einen Tatbestand auf Deutsch protokollieren, kommt es zur Verhandlung wird auf Luxemburgisch vernommen. Auf Französisch wird dann plädiert, das Urteil gesprochen und schriftlich festgehalten.

Luxemburg verbleibt Mitglied des Deutschen Bundes bis zu dessen Auflösung im Jahre 1867, danach erhält es einen von den Grossmächten garantierten Neutralitätsstatus und seine Festung wird geschleift. Es verbleibt jedoch im deutschen Zollverein bis 1919 und der wirtschaftliche Einfluss Deutschlands nimmt bis dahin zu. Nach der Annektierung von Elsass und Lothringen wird „die künstliche Schaffung einer Nation luxembourgoise“ und „die Neutralität des Ländchens“ von allen Pangermanisten als eine dem „deutschen Wesen geschlagene Wunde“ empfunden (Treitschke 1870: 608).

Über die Möglichkeit der „ausbildung unserer mdt.“

Der erste gedruckte „luxemburgische“ Text erscheint am 14. April 1821 im „Luxemburger Wochenblatt“: ein (fiktives) Gespräch in einer mit vielen französischen Wörtern versetzten Mundart (Fehlen 2011: 575f.). Das erste Buch, ein schmales Gedichtbändchen von Antoine Meyer², Mathematikprofessor an der Universität Lüttich, erscheint 1829 und enthält Überlegungen „zum grammatikalesche Mekanisem vun onzer Mondaart“. Der zweite Gedichtband von Jean-François Gangler folgt erst 1841. Im Gegensatz zu den meisten Luxemburger Sprachwissenschaftlern, die Gymnasiallehrer waren, war Gangler oberster Polizeikommissar der Hauptstadt und auch als Übersetzer am Gericht tätig. Diese Praxis regte ihn zur Veröffentlichung eines ca. 8.000 Lemmata enthaltenden *Lexicon der Luxemburger Umgangssprache* an.³ Mit seinen Gedichten wollte er zeigen, dass die „Luxemburger Sprache, so wie ihre Schwestern, die flämische und die holländische, einer Ausbildung fähig ist und zur Schriftsprache erhoben werden kann.“ (Gangler 1841: vi). Deren Besprechung im *Journal de la Ville et du Grand-Duché du Luxembourg* ist vermutlich der erste Sachtext auf Luxemburgisch. Der ironischen Text bezeichnet die Mundart als „Plattdeutsch“, „letzeburger Deitsch“, aber auch als „Land-Muder-Letzeburger-Sproch“ und „Nazionâl-Sproch“ (Fehlen 2012).

Gegen Gangler stellt sich der Deutschlehrer Peter Klein in seinem 1855 stark an Jacob Grimms *Geschichte der deutschen Sprache* anlehndenden Buch über *Die Sprache der Luxemburger*. Für ihn sind Sprache und Volk unlösbar miteinander verbunden und Ausdruck einer uralten Volksseele. Die Sprache ist „das sicherste kennzeichen der nationalitäten“ und „das Luxemburger volk, wie seine sprache, durchaus deutsch“ (Klein 1855: 4). Während Gangler von der real gesprochenen Sprache ausgeht, sieht Klein in ihr nur ein „ungeheuerliches gemisch fremder elemente“ und den Ausdruck einer „albernen vornehmthuerei“. Für Gangler haben die aus dem Französischen entlehnten Wörter sehr wohl „im Luxemburger Dialect das Bürgerrecht erhalten“, weil „der Luxemburger *pur sang* sich nie des entsprechenden deutschen Wortes bedient.“ Wegen

² Das Luxemburger Autorenlexikon liefert biografische Daten zu allen zitierten Schriftstellern: www.autorenlexikon.lu.

³ Dieses und zwei weitere historische Wörterbücher sind im Internet zugänglich: <http://infolux.uni.lu/worterbucher/>. Zur hier ausgeblendeten strukturlinguistischen Fragestellung der „Stellung des Luxemburgischen zum Hochdeutschen und Französischen“ finden sich noch immer gültige Aussagen im Vorwort zum LWB aus dem Jahre 1950: http://engelmann.uni.lu:8080/portal/WBB2009/LWB/Vorworte/wbgui_py?mainmode=Vorworte#n7.

der Kleinheit des Landes ist es „kindisch an eine Schriftsprache zu denken“ schmettert Klein Gangler entgegen. Die Präsenz der zwei „mächtigen Schriftsprachen“ wird „nicht nur die Ausbildung unserer mdt. hindern, sondern auch in nicht zu langer Zeit die unterscheidenden Eigenheiten derselben ganz abschleifen und verwischen“.

In den 1850er Jahren ist schon ein deutlicher Wille zur Eigenstaatlichkeit zu erkennen, der sich u.a. in den Aktivitäten der bürgerlichen Geselligkeitsvereine der Hauptstadt ausdrückt. Peter Klein ist Mitglied in der 1847 gegründeten *Société de gymnastique*, zusammen mit den als Begründer der luxemburgischen Literatur angesehenen Michel Lentz und Edmond de la Fontaine, dem Sohn des ersten Regierungschefs, der dort unter seinem *Nom de Plume* „Dicks“ die ersten luxemburgischen Theaterstücke zur Aufführung bringt. Zur Einweihung der ersten Eisenbahnlinie im Jahre 1859 komponiert Michel Lentz eine Kantate, die spontan zur informellen Nationalhymne erhoben wird und deren Refrain, „Mir wëlle bleiwe wat mir sinn“, auch heute noch die Devise des Landes und seiner Bürger ist.

Michel Lentz ebenso wie Michel Rodange, der mit seiner satirischen Übertragung des Reinecke Fuchs auf die luxemburgischen politischen Verhältnisse den ersten umfangreichen literarischen Text geschrieben hat, stammen aus kleinen Verhältnissen und konnten den neu entstehenden Staatsapparat als Aufstiegschance nutzen. Zusammen mit Dicks gelten sie als die drei Klassiker der luxemburgischsprachigen Literatur und belegen, dass diese im Staub der Amtsstuben und auf den Bühnen der Geselligkeitsvereine entstanden ist. Rodange etwa trug sein *Versepos* bei geselligen Gelegenheiten vor. „Op schlecht Deitsch“, wie man in der Tagespresse lesen konnte. Diese von Bildungsbürgern sicherlich nicht ernst genommenen Werke werden im „Vaterland“, der ersten ephemeren von 1869-1870 erscheinenden „Wochenzeitung für National-Literatur“, so der Untertitel, ernsthaft besprochen und 1893 wird Michel Lentz in einem Staatsbegräbnis geehrt. Weil „ons Sprôch“ geschrieben und gedruckt wird, sagt der Regierungschef am Grabe des Dichters, sei sie zum Band geworden, das die Luxemburger zusammenhält (Fehlen 2013b). Im Parlament bleibt sie aber verboten, wie der Abgeordnete Caspar M. Spoo es 1896 bei seinem Versuch, dort auf Luxemburgisch zu reden, erfahren musste.

Das Entstehen einer „allgemeinen luxemburgischen Umgangssprache“

„Jedes Dorf hat, so zu sagen, seine eigene (Aussprache)“ hatte Gangler (1841: v) geschrieben, was sicher für das durchaus ländliche Luxemburg

stimmte, in dem 1866 nur 20% der Bevölkerung in Ortschaften mit mehr als 2.000 Einwohnern lebten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzt ein langsamer Urbanisierungsprozess ein. Mit der Entstehung von nationalen Institutionen bieten sich Gelegenheiten für überregionale Begegnungen, so auf den Gesangs- und Musikfesten des 1863 gegründeten *Allgemeinen Luxemburger Musikvereins*. Es sind vornehmlich die Staatsbediensteten, allen voran die Lehrer, aber auch Zöllner und Priester, die, in der Hauptstadt ausgebildet, im Laufe ihres Berufslebens ihren Wirkungsort wechseln, und damit zur Herausbildung eines nationalen Kommunikationszusammenhangs und einer überörtlichen Verkehrssprache beitragen. Erste Hinweise auf diese sind in zeitgenössischen Schilderungen zu finden. So in einem vom *Luxemburger Wort* nachgedruckten Artikel der *Berliner Neuesten Nachrichten*.

Der gebildete Luxemburger ist im Allgemeinen wohl viersprachig: er spricht außer der französischen Sprache und dem Schriftdeutschen noch den ausgeprägten Dialekt und endlich eine Art mundartlicher Schrift- und Umgangssprache. Diese letztere ist von sehr vielen fremdsprachlichen Elementen durchsetzt. (Anon. 1889)

Der Prozess der Herausbildung einer die Lokalmundarten überdachenden „allgemeinen luxemburgischen Umgangssprache“ wird das erste Mal von René Engelman (1910: 10) folgendermaßen beschrieben: „Das Bedürfnis einer gemeinsamen Umgangssprache hat hierzulande infolge unserer politischen Selbständigkeit und des offiziellen Bilinguismus an der hochdeutschen Schriftsprache vorbei zur Entstehung einer über den Lokalmundarten stehenden Koivn geführt.“ Sie ist die „gewöhnliche Umgangssprache“ der Beamten, die während ihrer Laufbahn öfter ihren Ort wechseln. Sie ist die Sprache der Geschäftsleute sowie all jener, die nicht durch ihren „Dialekt auffallen“ wollen. In dieser Funktion bezeichnet Engelman sie als „Reservesprache“. Diese Umgangssprache gewinnt jeden Tag an Ausdehnung und auch an Festigkeit und hat sich auch von den „angrenzenden deutschen Mundarten, dem Eifler-, Mosel- und Lothringer Deutsch“ weg entwickelt (Engelman zit. nach: Esch 1916: 68).

Batty Weber (1909: 121) steuert noch ein weiteres, auf der Eigenstaatlichkeit beruhendes Erklärungsmoment bei. Anders als im Elsass gibt es in Luxemburg keinen „aus Alldeutschland rekrutierte[n] Beamtenkörper, [der] für die Einbürgerung des Hochdeutschen in gewissen Kreisen sorgt.“ Er beansprucht den Sprachenstatus für das Luxemburgische keineswegs aus sprachstrukturellen, sondern aus soziologischen Gründen, weil „Platt hier nicht nur im Volk [...]“

sondern bis hinauf in die höchsten Kreise“ gesprochen wird. Nikolaus Welter formuliert dies ähnlich:

Unsere Mundart gleicht alle Standesunterschiede aus. Bettler, Arbeiter, Dienstmädchen, Dame, Waschfrau, Beamter, Minister: sie alle reden das liebe Platt und fühlen sich so als gleichberechtigte Angehörige einer großen Familie. Hochdeutsch und Französisch werden also nicht als vornehmer empfunden. (Welter 1916: 1)

Ähnlich steht es auch im Schulbuch für das 1912 erstmals in der Grundschule eingeführte Fach „Anfangsgründe der Landesgeschichte und Luxemburgisch“ (Welter 1914: 10), das eine wesentliche Aufwertung des Luxemburgischen darstellt. Auch wenn die Erlernung einer Rechtschreibung im Unterricht nicht intendiert war, wurde die dort benutzte Schreibung zur *de facto*-Norm und die markigen Sätze seiner Einleitung prägten das Selbstbild ganzer Schülergenerationen: „Ein Luxemburger ist, wer die Luxemburger Sprache redet.“ Ein Volk, das seine Sprache aufgibt, gibt sich selber auf. Oder: Unsere Mundart ist als deutsche Stammsprache „älter und ehrwürdiger als das Hochdeutsche“. Aber auch: Die „Weiterentwicklung unserer Sprache“, stellt „vielzuoft eine Trübung, eine Verarmung, einen Niedergang“ dar.

Von der „Westforschung“ zur „Ausbauteorie“

Am 10. Mai 1940 wird Luxemburg von den Nazitruppen besetzt. Die propagandistische Munition liefert eine hauptsächlich an der Bonner Universität zur Legitimationswissenschaft ausgebaute sog. Westforschung, eine nationalistisch-völkischen Theorie, die die westlichen „germanischen Randstaaten“ als deutschen Boden und damit seine Bewohner als Teil des deutschen Volkes reklamierte. Der junge Geograf Josef Schmidhüsen wandte diese in seiner Habilitationsschrift auf Luxemburg an und stand der Naziverwaltung tatkräftig zur Seite, um die Luxemburger „Heim ins Reich“ zu holen.⁴ Die erste Verordnung des Besatzers war dann auch eine sprachpolitische: Französisch wird weitestgehend aus den Schulen und dem öffentlichen Leben verbannt. Der Versuch auf der unteren Verwaltungsebene Hochdeutsch als Umgangssprache einzuführen wurde mit passivem Widerstand bekämpft ebenso wie das Verbot der „verwelschten“ luxemburgischen Grußformeln (*Bonjour, Äddi* von *adieu*) und

⁴ Zur Westforschung und zur Bonner Schule im allgemeinen Dietz u.a. (2003), zu dem Luxemburgischen Aspekt Thomas (2011) und zu Schmidhüsen (Wehenkel 2015).

der französischen Vornamen. Das Luxemburgische wurde vom Besatzer als Mundart und Ausdruck der deutschen Volkszugehörigkeit toleriert, während die Luxemburger darin das Symbol ihrer Unabhängigkeit sahen und dies in einer patriotischen Aktion von zivilem Ungehorsam Kund taten. Am 10. Oktober 1941 sollte unter der Bezeichnung „Personenstandsaufnahme“ eine Art Volkszählung durchgeführt werden, in der neben anderen üblichen Angaben auch Auskunft über Volkszugehörigkeit, Muttersprache und Staatsangehörigkeit gefragt wurde. Während in der vorbereitenden Propaganda und auf den Fragebögen in Fußnoten erklärt wurde, dass Luxemburgisch genauso wie Plattdeutsch eine Mundart und keine Muttersprache sei und dass die Luxemburger Stammeszugehörigkeit nicht mit der deutschen Volkszugehörigkeit zu verwechseln sei, antworteten die Luxemburger mit einer derart überwältigenden Mehrheit „dreimal luxemburgisch“, dass die Besatzungsmacht von einer Auswertung der eingesammelten Bögen absah. Damit hatten die Luxemburger einen Verwaltungsmaßnahme in einen politischen Widerstandsakt verwandelt und, wie Polenz (1999: 152) zurecht schreibt, das „Letzeburgische als Nationalsprache“ anerkannt.

In den ersten Tagen nach der Befreiung zeigt sich jedoch das Auseinanderklaffen zwischen dem patriotischen Prestige und der funktionalen Begrenztheit des Luxemburgischen im schriftsprachlichen Bereich. Die ersten Ausgaben der nicht mehr gleichgeschalteten Tageszeitungen erscheinen auf Luxemburgisch. Ihre Redaktionen müssen aber schnell einsehen, dass die Journalisten so wenig Luxemburgisch schreiben, wie die Leser Luxemburgisch lesen können und gehen wieder zur traditionellen Zeitungssprache Deutsch über.

Nach dem Krieg löst Luxemburgisch Deutsch in den Parlamentsdebatten ab. Die bislang zweisprachig publizierten Gesetze werden nur noch in französischer Sprache veröffentlicht und die seit 1848 verfassungsmäßig garantierte Gleichberechtigung zwischen Französisch und Deutsch wird nach hundert Jahren aufgehoben. Weshalb man auf das gleichzeitig angekündigte Sprachengesetz 36 Jahre warten müssen, wird im nächsten Abschnitt erklärt.

Während jetzt die übergroße Mehrheit der Einwohner des Großherzogtums auf Grund des realen alltäglichen Sprachgebrauchs und der Kriegserfahrung Luxemburgisch als Sprache empfindet, bleiben die Luxemburger Sprachwissenschaftler, allen voran Robert Bruch, ganz im Geiste der Westforschung, einem essentialistischen Sprachbegriff verhaftet. Bruch verurteilt die „fortschreitende Verselbständigung unseres Idioms“, die der wahren, durch die „Siedlungs- und Kulturströmungen“ der Völkerwanderungen festgeschriebenen Bestimmung des Luxemburgischen als deutschem Dialekt zuwiderlaufen würde (zit. nach: Fehlen 2013c).

Dass Kloss in seinem 1952 erscheinenden Buch *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950* „Lezeburgisch“ auf die Ausbaustufe der „Halbsprache“ einordnet (Kloss 1952: 103), wird von den Sprachpatrioten als Affront empfunden.⁵ Nicht so von Bruch, der dieses Urteil „viel zu schmeichelhaft“ findet und sich einem als Bedrohung für die Eigenart des Luxemburgischen empfunden Ausbau entgegensetzt. Genau wie sein Schüler Fernand Hoffmann dreißig Jahre später, der auf internationalen Tagungen über die „Triglossie in Luxemburg“ referiert, in der tagespolitischen Auseinandersetzung jedoch vehement sowohl status- als auch korpusplanerische Forderungen bekämpft.

Ein symbolisches Sprachengesetz

Wendet man die bourdieusche Theorie des Sprachenmarktes (Bourdieu 2005) auf Luxemburg an, muss die Mehrsprachigkeit des Landes berücksichtigt werden. Der Wert des sprachlichen Kapitals wird nicht durch eine *legitime Sprache* sondern eine *legitime mehrsprachige Kompetenz* definiert. Diese beinhaltet die Beherrschung der drei Landessprachen und des Englischen, sowie die Fähigkeit bei jeder Gelegenheit die jeweils „richtige“ Sprache im „richtigen“ Register zu gebrauchen und verschiedene Attitüden gegenüber den drei Sprachen einzunehmen. Dazu gehört in den 1970er Jahren eine Abwertung des Luxemburgischen als retrograde Bauernsprache – arm an Wortschatz, rudimentär in der Morphologie, primitiv in der Syntax⁶ – sowie einer Überhöhung des Französischen, das zu dieser Zeit mehr denn je die Sprache des Staates und der Gesetze, der Kultur und des schulischen Erfolges war und als solches zur putativen Nationalsprache wurde. Mit den Kategorien Bourdieus ist die vierzigjährige Auseinandersetzung um das Sprachengesetz von 1984 als ein Ringen um die Neugewichtung der drei Landessprachen innerhalb der legitimen multilingualen Kompetenz interpretierbar. Die Bildungsbürger und die Verwaltungseliten des Landes sahen keinen Sinn in einem weiteren Ausbau des Luxemburgischen, da dessen Aufwertung eine tendenzielle Bedrohung ihres eigenen, mühsam erworbenen, in der Dreisprachigkeit verkörperten Bildungskapitals darstellte.

Der 1971 gegründete und damals sehr stark in den Widerstands- und Opferverbänden des 2. Weltkriegs verankerte Sprachpflege-Verein *Actionn Lëtze-*

⁵ Er spricht auch von „Ausbaudialekt“ und „Gesellensprache“. Siehe auch Scheidweiler (1988).

⁶ So in einer Handreichung für den Luxemburgischunterricht Hoffmann (1969: 116).

buergesch hat besonders in seiner Gründerzeit viele einzelne Aktionen zur Förderung des Sprachgebrauchs (z.B. die von ihm mit großem Erfolg verbreiteten Textvorlagen für private Familienanzeigen, die bis dahin fast ausschließlich auf Französisch verfasst wurden) aufzuweisen und die ersten, damals oft belächelten Sprachkurse für Ausländer organisiert. Doch dieser praktische Einsatz für die Sprache wurde von einem oft revanchistisch anmutenden antideutschen Ressentiment und einem rückwärtsgewandten Purismus überschattet (Garcia 2011).

Das patriotische Prestige, das Luxemburgisch in den Augen der Kriegsgeneration hatte, machte es gleichzeitig zum Symbol einer auf sich bezogenen, rückwärtsgewandten Gesellschaft. Selbst die jungen Schriftsteller, die in den 1980er Jahren mit ihren Werken den Ausbau des Luxemburgischen zur Schriftsprache weitertrieben, haben dessen Abwertung verinnerlicht. So spricht etwa der zusammen mit Roger Manderscheid als Neubegründer der luxemburgischsprachigen Prosa angesehene Guy Rewenig von Luxemburgisch als einer den kommunikativen Notwendigkeiten der modernen Gesellschaft nicht gewachsenen „armen und prekären Mundart“, die jedweder Weiterentwicklung unfähig sei.

Sogar die entschiedensten Befürworter des Gesetzes wollten keine fundamentale Änderung des Sprachgebrauchs bewirken. Es ging ihnen lediglich um eine symbolische Anerkennung des Luxemburgischen als Nationalsprache, die dann auch im Gesetz vom 24. Februar 1984 proklamiert wird: „La langue nationale des Luxembourgais est le luxembourgeois.“ Ohne konkrete sprachpolitische Maßnahmen oder zwingende Vorgaben für die Verwaltung wird eigentlich alles beim Alten belassen. Die Funktion des Französischen als einzige Gesetzessprache wird bekräftigt („seul le texte français fait foi“). Französisch, Deutsch und Luxemburgisch werden zu Verwaltungs- und Gerichtssprachen erklärt, aber der Begriff „*langue officielle*“ (Amtssprache) wird bewusst, als Zugeständnis an die Verwaltungseliten, aus dem Gesetz verbannt. Der Versuch, die Verwaltung zu verpflichten, einem Antragsteller auf Wunsch auch auf Luxemburgisch oder Deutsch zu antworten, scheitert in der Praxis. Im Bewusstsein der staatlichen Verwaltungseliten ist Französisch bis heute die Staatssprache Luxemburgs, was sich durch viele Aspekte des behördlichen Tagesgeschäftes belegen lässt. Deshalb mutet die in der Fachliteratur zu findende Bezeichnung Luxemburgs als „Staat mit Deutsch als nationaler Amtssprache“ zumindest für Luxemburger befremdlich an.

Ausbau im Zeichen der Globalisierung

Luxemburg hat heute 550.000 Einwohner. Dank des Finanzplatzes und der vielen EU-Institutionen ist die Hauptstadt zu einer kosmopolitischen Metropole im Kleinformate geworden, deren wirtschaftlicher Einzugsbereich weit über die nationalen Grenzen hinaus reicht. Nicht-Luxemburger Staatsbürger stellen heute 71% der Erwerbsbevölkerung, 45% der Einwohner des Landes bzw. 68% der Einwohner der Hauptstadt.⁷ Im Sprachenzensus von 2011 haben 56% der Einwohner Luxemburgisch als Hauptsprache angegeben, 16% Portugiesisch und 12% Französisch (Fehlen/Heinz 2013a: 1). 96% der Luxemburger und 32% der Nicht-Luxemburger benutzen Luxemburgisch regelmäßig bei der Arbeit oder in der Familie (Fehlen/Heinz 2013b: 1). In einer Stichprobenerhebung gaben 54% der Nicht-Luxemburger an Luxemburgisch zu sprechen (Fehlen 2009: 81). Französisch ist jedoch die eigentliche *Lingua Franca* in Geschäften und Gaststätten, sowie manchen privaten Dienstleistungsunternehmen. Der staatliche und parastaatliche Sektor hält jedoch an der Dreisprachigkeit fest, die damit zum Zugangskriterium für sichere und gut bezahlte Arbeitsplätze wird, was zu einer realen wirtschaftlichen und symbolischen Aufwertung des Luxemburgischen führt.

Trotz der großen sprachpolitischen Herausforderung können nur wenige konkrete gesetzgeberische Maßnahmen verzeichnet werden, wie z.B. die Einführung eines staatlich subventionierten 200-stündigen Sprachurlaubs zum Luxemburgisch-Lernen oder die Einführung eines obligatorischen Luxemburgisch-Test zur Erlangung der Staatsbürgerschaft, was die Organisation entsprechender Kurse und einer Zertifikationsinstanz nach sich zog. Während die Erklärung von Luxemburgisch zur EU-Sprache noch nicht auf der Tagesordnung steht, ist seine Einschreibung in die Verfassung im Parteienkonsens beschlossen worden.

Auch die Sprache selber entwickelt sich weiter. In Luxemburg kann man seit den 1950er Jahren einen verstärkten Dialektausgleich feststellen. Die lokalen Dialekte diesseits und jenseits der Mosel haben sich auseinander entwickelt, so dass heute eine „deutliche konturierte Sprachgrenze“ (Gilles 1998: 35) das einstige Dialektkontinuum durchtrennt. Durch den verstärkten Einfluss der deutschsprachigen Massenmedien verschwinden im Alltagsluxemburgisch jedoch viele aus dem Französischen eingebürgerte Wortbildungen. Der Einfluss des Deutschen beschränkt sich nicht nur auf die Lexik, sondern greift

⁷ Amtliche Angaben zur Wohnbevölkerung für 2014 (<http://www.statistiques.public.lu>) zur Erwerbsbevölkerung für 2013 (www.mss.public.lu).

auch auf Syntax und bei der jüngeren Generation sogar auf die Aussprache über (Conrad 2015). Trotzdem gibt es keine pauschale Annäherung beider Sprachen und die von Scheidweiler angekündigte „luxemburgisch-hochdeutsche Mischsprache“ (1987: 254) ist nicht entstanden.

Zwei wesentliche Impulse zum weiteren Ausbau gehen vom Einfluss der neuen Informationstechnologien und paradoxerweise von der starken Ausländerpräsenz aus.

1) Bereits Kloss (1978: 109) hatte auf die Bedeutung des Rundfunks hingewiesen, dem sich seit 1991 zwar ein bescheidenes, aber tägliches Fernsehprogramm zugesellte. Der schriftliche Gebrauch des Luxemburgischen erfuhr eine wesentliche Förderung durch die tendenzielle Aufhebung der Trennung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in den Neuen Medien. Damit eröffnen sich ihm in sozialen Medien, Diskussions-Foren, E-Mails neue Domänen, die Gilles mit dem Modell der konzeptionellen Schriftlichkeit von Koch/Oesterreicher beschreibt:

Immer dann, wenn eine Kommunikationssituation einen informellen Charakter hat, wenn wenig Planungszeit zur Verfügung steht, wenn Dialogizität und Spontaneität im Vordergrund stehen, dann wird das Luxemburgische verwendet, und zwar unabhängig von der medialen Realisierungsweise als gesprochenener oder geschriebener Kommunikationsakt. (Gilles 2014: 63)

Korrektursoftware aus dem Open-Source-Projekt *spellchecker.lu* oder von Microsoft Office sorgen für die Verbreitung einer standardisierten Schreibweise, die sich seit der 1975er Reform stabilisiert hat, jedoch noch immer nicht in der Schule gelernt wird.

2) Mit der verstärkten Nachfrage von Luxemburgisch sprechenden Arbeitskräften steigt die Nachfrage nach dem Unterricht von Luxemburgisch als Fremdsprache. Dies stellt nicht nur eine symbolische Aufwertung dar, sondern erfordert die Implementierung von didaktischem Material, die wiederum ein Impuls zur weiteren Standardisierung der Sprache ist. Die Lehrerbildung für diese Kurse geschieht u.a. am *Institut für luxemburgische Sprach- und Literaturwissenschaft* an der 2003 gegründeten Universität Luxemburg, wo auch ein Masterstudiengang für Luxemburger Sprache und Kultur existiert.

Mittlerweile spricht eine knappe Mehrheit der Schüler der Luxemburger Grundschule zu Hause eine andere Sprache als Luxemburgisch. Dieser Herausforderung stellt sich das Bildungswesen nur zögerlich, indem es sich auf die

Vorschule, wo Luxemburgisch durch Immersion gelernt werden soll, konzentriert, aber am historisch gewachsenen System der Grundschule festhält: Deutsch ist dort Alphabetisierungssprache, Französisch wird ab der zweiten Grundschulklasse als Fremdsprache unterrichtet, Luxemburgisch ist nicht Unterrichtsgegenstand, aber als Unterrichtsumgangssprache allgegenwärtig. Für Kinder mit Migrationshintergrund wird dieses Sprachenregime zur „regelrechten Sprachenfalle“ (Fehlen 2007: 6), aus der eine Alphabetisierung in Luxemburger Sprache ein möglicher Ausweg darstellen könnte. Für die in ihrem dreisprachigen Habitus gefangenen Bildungsbürger ist diese jedoch weiterhin praktisch undenkbar und Überlegungen in diese Richtung bleiben im politischen Diskurs marginal. Ihre Einführung würde jedoch einen entscheidenden Schritt im Ausbauprozess darstellen.

Die Entwicklung des Luxemburgischen zur vollausgebauten Schriftsprache würde nichts daran ändern, dass ihr kommunikativer Gebrauchswert auf eine kleine Sprachgemeinschaft beschränkt bleibt, die auch weiterhin auf Französisch und Deutsch in verschiedenen Domänen zurückgreifen muss. Auf die erste als Gesetzessprache, auf die zweite als Zeitungssprache, um nur die jeweils wichtigsten Funktionen zu nennen. Wie in allen EU-Staaten gewinnt neben diesen drei Landessprachen Englisch eine immer größere Bedeutung und tritt vornehmlich mit Französisch in seiner Funktion als Prestige-, Kultur- und Wissenschaftssprache in Konkurrenz. Auch wenn das sprachliche Selbstbewusstsein der jüngeren Luxemburgischsprecher stark zugenommen hat, so wissen sie, dass sie als Einwohner eines kleinen Staates auch weiterhin nicht auf die Mehrsprachigkeit verzichten können.

Literaturverzeichnis

- Anon., 1867. „Das Luxemburger Deutschthum“, in: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 11.04.1867, 121f.
- Anon., 1889. „Das Deutschthum in Luxemburg“, in: Luxemburger Wort, 7.05.1889, 2f.
- Bourdieu, Pierre, 2005. Was heisst sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
- Calmes, Albert, 1947. La restauration de Guillaume Ier. 1839-1840. Bruxelles: Édition universelle.
- Calmes, Albert, 1954. La création d'un Etat. 1841-1848. Luxembourg: Saint-Paul.
- Conrad, Fränz, 2015. Sprachkontaktinduzierte Variation im luxemburgischen Konsonantismus. Dissertation Universität Luxemburg.
- Dietz, Burkhard/Gabel, Helmut, (Hgg.), 2003. Griff nach dem Westen. Die 'Westforschung' der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum. Münster: Waxmann.
- Engelmann, René, 1910. Der Vokalismus der Viandener Mundart. Diekirch : Schroell.
- Esch, Mathias, (Hgg.), 1916. Auf heimatlichen Pfaden. Aus dem Nachlass von René Engelmann. Diekirch: Schroell.
- Fehlen, Fernand, 2004. „Le 'francique': dialecte, langue régionale, langue nationale ?“, in: Glottopol, 4/2004, 23–46.
- Fehlen, Fernand, 2007. „Der geheime Lehrplan des Luxemburger Sprachunterrichts“, in: forum, 264, 33-37.
- Fehlen, Fernand, 2009. BaleineBis. Une enquête sur un marché linguistique multilingue en profonde mutation = Luxemburgs Sprachenmarkt im Wandel. Luxembourg: SESOPI.
- Fehlen, Fernand, 2011. „'Letzebourger Deutsch': Oder: aus Vorgeschichte der Luxemburger Sprache, 1815-1830“, in: ALEH, (Hgg.), Du Luxembourg à l'Europe. Hommages à Gilbert Trausch. Luxembourg: Saint-Paul, S. 571–591.
- Fehlen, Fernand, 2012. Eine Buchsbesprechung aus dem Jahre 1841. <http://infolux.uni.lu/eine-buchsbesprechung-aus-dem-jahre-1841/> (Stand 18.03.2015).
- Fehlen, Fernand, 2013a. „Die Stellung des Französischen in Luxemburg. Von der Prestigesprache zur Verkehrssprache“, in: Heinz Sieburg, (Hgg.), Vielfalt der Sprachen - Varianz der Perspektiven. Bielefeld: transcript, 71–113.

- Fehlen, Fernand, 2013b. Haut virun 120 Joer ... E Staatsbegriefnes. <http://infolux.uni.lu/haut-virun-120-joer-e-staatsbegriefnes/> (Stand 18.03.2015).
- Fehlen, Fernand, 2013c. „Ende der Ausbaustrecke in Sicht?“ In: Lëtzebuenger Land, 20.12.2013, 34-35.
- Fehlen, Fernand; Heinz, Andreas, 2013a. „Hauptsprache“, in: RP 2011 - Premiers résultats, 17/2013.
- Fehlen, Fernand; Heinz, Andreas, 2013b. „Umgangssprache(n)“, in: RP 2011 - Premiers résultats, 13/2013.
- Gangler, Jean-François, 1841. Koirblumen um Lampierbiéreg geplekt. Luxemburg: V. Hoffmann.
- Garcia, Núria, 2011. L'institutionnalisation inachevée de la langue luxembourgeoise, in: Gilles, Peter/ Wagner, Melanie, (Hgg.), Bausteine der Luxemburgistik. Frankfurt a. M: Peter Lang, 131–150.
- Gilles, Peter, 1998. „Die Emanzipation des Lëtzebuergeschen aus dem Gefüge der deutschen Mundarten“, in: Zeitschrift für deutsche Philologie, 117, 20-35.
- Gilles, Peter, 2014. „Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der luxemburgischen Sprachgemeinschaft“, in: Mein, Georg/Sieburg, Heinz, (Hgg.), Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität. Bielefeld: transcript, 43–64.
- Hoffmann, Fernand, 1969. „Das Luxemburgische im Unterricht“, in: Courrier de l'Education Nationale, 7/1969.
- Klein, Peter, 1855. Die Sprache der Luxemburger. Luxemburg: Verlag V. Bück.
- Kloss, Heinz, 1952. Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950. München: Pohl & Co.
- Kloss, Heinz, 21978. Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. Düsseldorf: Schwann.
- Pauly, Michel, 2011. Geschichte Luxemburgs. München: C. H. Beck,
- Polenz, P. von, 1999. Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Scheidweiler, Gaston, 1987. „Glanz und Elend des Luxemburgischen : eine Mundart auf dem Weg zur Ausbausprache“, in: Muttersprache: Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache, 3/1987, 226–254.
- Stengers, Jean, 1989. „Les changements de nationalité en Europe occidentale et le cas du Luxembourg“, in: Hémecht 41/1989, 5-29.
- Thomas, Bernard, 2011. Le Luxembourg dans la ligne de mire de la Westforschung. 1931-1940. Luxemburg: Fondation Robert Krieps.

Fernand Fehlen

- Trausch, Gilbert, 2007. *Le Luxembourg. Émergence d'un État et d'une nation*. Bruxelles: Fonds Mercator.
- Treitschke, Heinrich von, 1870. „Luxemburg und das deutsche Reich“, in: *Preussische Jahrbücher* 5/1870, 605–611.
- Weber, Batty, 1909. „Ueber Mischkultur in Luxemburg“, in: *Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten*, 20.01.1909, 121–124.
- Wehenkel, Henri, 2015. „Professor Dr. Josef Schmithüsen“, in: *Lëtzebuurger Land*, 20.02.2015, 12-13.
- Welter, Nikolaus, 1914. *Das Luxemburgische und sein Schrifttum*. Luxemburg: G. Soupert.
- Welter, Nikolaus, 1916. „Luxemburgisches“, in: *Escher Tageblatt*, 07.09.1916.

Le développement d'une langue nouvelle: Le nouchi, une langue mixte de la Côte d'Ivoire

Lisa PFURTSCHELLER, Vienne

Introduction

Le nouchi, originaire de Côte d'Ivoire, est une langue mixte qui s'est développée au début des années 80 à partir d'un mélange de français, de plusieurs langues ivoiriennes et d'autres langues européennes. Au début, le nouchi était un argot de jeunes abidjanais, mais il s'est rapidement répandu dans le pays entier, de sorte qu'il est désormais utilisé par toutes les classes sociales et tous les âges comme langue ivoiro-française remplissant une fonction identitaire. Bien que ce soit une langue qui pourrait jouer un rôle important dans l'avenir, relativement peu de recherche a été faite à son sujet, les études existantes ayant été publiées pendant les dernières années.

Le français en Côte d'Ivoire

La Côte d'Ivoire est un pays ouest-africain qui compte 20,6 millions d'habitants parlant environ 60 langues différentes qui appartiennent toutes aux groupes linguistiques kwa, krou, mandé ou voltaïque. Durant la période coloniale, de 1893 à 1960, la politique française consistait en une mission civilisatrice ayant pour objectif l'assimilation des Africains à la culture et à la langue française. Celle-ci reposait sur une politique linguistique qui opprimait les langues et les pratiques culturelles endogènes. Après l'indépendance, le français est devenu la seule langue officielle en Côte d'Ivoire, et par manque d'une langue véhiculaire endogène, le français joua très vite le rôle de moyen de communication dans le pays entier. Ce développement était entre autre dû à l'effort du gouvernement, à la généralisation de l'école, à la Francophonie, au prestige de la langue française qui poussait des parents à parler le français même à la maison, mais surtout à l'absence d'une langue véhiculaire ivoirienne commune dans les grandes villes ayant une population très hétérogène. Aujourd'hui, la Côte d'Ivoire est considérée comme le pays africain le plus francophone, mais « le français de Côte d'Ivoire » n'est pas le même que « le français de France ». Au contraire, « *le français* » n'existe pas en Côte d'Ivoire,

il s'agit plutôt de plusieurs variétés qui se différencient plus ou moins du français standard. La raison de ce développement est tout à fait naturelle : une langue est fortement liée à la culture et à la société qui l'utilisent et dont elle est le premier moyen d'expression. Coupé de son environnement originel, le français a été adapté à la culture et à la société africaines, de sorte qu'on peut même parler d'une vernacularisation du français dans le contexte ivoirien. Le FPI, le français local et le nouchi y sont les variétés principales et les plus influentes.

Le français poulair ivoirien (FPI)

Le FPI est une forme pidginisée du français qui s'est formée entre 1951 et 1975 et qui était parlée par environ 29,2 % de la population au début des années 80. Le FPI s'est développé à cause du taux élevé d'analphabétisme, à cause du manque d'un moyen de communication interethnique dans les grandes villes se développant rapidement à cette époque, et parce qu'« on voulait absolument parler le français », même sans l'avoir appris. Le FPI était méprisé par l'élite, qui craignait qu'il porterait atteinte au français académique. Malgré tout, le FPI s'est propagé parce que les médias s'en servaient et parce qu'il remplissait, grâce à l'influence forte des langues ivoiriennes, une fonction identitaire pour le peuple. Généralement, on peut dire que la syntaxe du FPI correspond à celle des langues ivoiriennes, tandis que son lexique provient du français.

Le français local

« L'ivoirien cultivé » ou encore « français de Côte d'Ivoire », simplement appelé « français local » dans ce travail, est la norme endogène du français en Côte d'Ivoire. Déjà en 1978, on estimait que seulement 0,5% des Ivoiriens parlaient le français standard parlé en France, dû au fait que le français standard se soit « ivoirisé » car de moins en moins de professeurs quittaient le pays pour leurs études universitaires, de sorte qu'après l'indépendance l'influence du français standard diminuait graduellement. Aujourd'hui, elle est pour ainsi dire nulle et se réduit à la présence de la télévision française, de sorte que le français local a pu s'autogénérer. Il diffère du français standard notamment en ce qui concerne sa phonétique, car la réalisation de certains sons, l'intonation et le rythme des phrases sont particulièrement ivoiriens, de la même manière que l'omission de certains éléments français comme les prépositions ou les articles. On trouve aussi des différences syntaxiques, lexématiques et sémantiques entre le français local de Côte d'Ivoire et le français standard. De plus, le français

local diffère du FPI pour de nombreuses autres raisons : il est appris à l'école, tandis que le FPI n'est appris qu'en dehors de l'école ; les locuteurs du français local connaissent aussi d'autres variétés de français comme le nouchi ou le FPI, mais souvent les locuteurs du FPI ne parlent pas le français local.

Aspects sociolinguistiques du nouchi

Naissance et propagation du nouchi

Le nouchi est « la variété la plus récente du français ivoirien » (Aboa 2011, 45). Il a été créé à la fin des années 70 ou au début des années 80 dans les rues d'Abidjan, probablement dans le quartier Adjamé, par des étudiants et des élèves en échec scolaire devenus délinquants. Ils développèrent le nouchi comme langue secrète. A cette époque là, Abidjan était déjà une métropole qui comptait presque un million d'habitants et qui grandissait rapidement à cause d'une migration massive provenant des pays voisins, mais surtout des différentes ethnies ivoiriennes. Pour cette raison, une langue véhiculaire interethnique devint nécessaire, et la jeunesse abidjanaise adopta le nouchi des délinquants pour communiquer avec des amis à l'intérieur et à l'extérieur de l'école, tandis que les plus âgés conservaient le FPI. Les raisons pour lesquelles le nouchi fut assimilé si rapidement par les jeunes d'Abidjan sont nombreuses. Hormis le fait qu'ils souhaitaient éperdument une langue commune leur permettant de communiquer avec leurs camarades d'école d'origines ethniques différentes, un facteur important fut certainement l'insécurité linguistique : les élèves ne maîtrisaient pas bien le français, ils étaient toujours corrigés à l'école et ne se sentaient pas à l'aise avec cette langue. D'autre côté, beaucoup d'entre eux n'avaient jamais appris la ou les langues ivoiriennes de leurs parents, parce que ceux-ci leurs parlaient en français ou en FPI, soit pour leur faciliter l'entrée scolaire, soit parce qu'ils provenaient d'ethnies différentes et n'avaient pas de langue commune. Beaucoup de jeunes ressentaient donc une insécurité due au bilinguisme, et le nouchi les aida à combler le manque d'une langue propre. De plus, le nouchi n'était pas une langue imposée comme le français, mais une langue qui fut créée en Côte d'Ivoire et que les Ivoiriens pouvaient adapter, modifier et utiliser librement. Ce sont généralement les jeunes qui ont le désir de se positionner et de se démarquer des générations plus âgées. Grâce au nouchi, ils pouvaient exprimer leur liberté, leur indépendance et leur fierté. Le nouchi permit alors aux jeunes de s'identifier comme Ivoiriens et de surmonter leur crise identitaire.

Après avoir été adopté par les jeunes abidjanais – tous niveaux culturels, toutes ethnies et toutes langues maternelles confondues – le nouchi commença à se propager dans tout le pays. Ici aussi, les raisons sont multiples : tout

d'abord, les écoliers dans le reste du pays se trouvaient dans la même situation sociale difficile que les écoliers d'Abidjan et étaient donc quasiment « prédestinés » à adopter le nouchi comme eux. De plus, Abidjan fonctionnait et fonctionne encore comme générateur de tendances, et on peut certainement dire que le nouchi est vite devenu « à la mode ». Le Zouglou, un style de musique et de vie, a dominé la scène musicale ivoirienne de 1991 à 2002 (Kouadio 2005, 179). Les chanteurs de Zouglou, comme « Les Parents du Campus, Les Esprits de Yop, Sur Choc, Poussins Chocs, Les Salopards, Petit Denis, Magic Système, Les Patrons » (Aboa 2011, 48) utilisaient le nouchi, et de ce fait le nouchi est non seulement devenu à la mode, mais aussi connu dans tout le pays.

Les conséquences de la popularisation du nouchi

Les changements dans la langue allaient de pair avec la popularisation du nouchi: « Utilisé au début comme code secret par les jeunes de la rue, il a vite été adopté par les élèves et étudiants, ce qui a réduit son caractère cryptique » (Aboa 2011, 44). Les élèves et étudiants introduisirent beaucoup de mots venant des langues européennes et déformèrent de nombreux mots français, mais la syntaxe du nouchi qu'ils parlaient était celle du français local, de sorte que le nouchi qui s'est popularisé est beaucoup moins cryptique que celui des jeunes délinquants, dont la syntaxe de base est le FPI. On peut donc distinguer deux variantes du nouchi :

1. Une variante plus ancienne, qui a été créée par des petits délinquants abidjanais à la fin des années 70 ou au début des années 80. Grammaticalement, cette variante a pour base le FPI, et lexicalement, les langues ivoiriennes, en particulier le Dioula, et n'est parlée que par la minorité.
2. Une variante plus jeune, qui a émergé dans les années 80 et 90 et qui était utilisée par des jeunes à l'intérieur et en dehors des établissements d'enseignement partout dans le pays. Sa base grammaticale est le français local et sa base lexicale sont les langues ivoiriennes et européennes. Cette variante est parlée par un groupe de population important et mixte.

La situation actuelle du nouchi

En 1996, 99% des élèves interrogés disaient qu'ils utilisaient le nouchi en dehors de l'école, 82% disaient l'utiliser à la maison, 64% dans la cour de l'école

et 33% même en classe (Kouadio 2007, 82). Aujourd'hui, on estime que la population ivoirienne entière dispose de connaissances du nouchi, non seulement les écoliers et les étudiants, mais aussi leurs parents, leurs professeurs, et même les hommes politiques. Ceux-ci l'utilisent même activement pour gagner les voix des jeunes, ce qui est surprenant puisque par le passé ils comptaient parmi les défenseurs les plus acharnés du français standard. L'attitude de l'élite change donc actuellement, parce qu'on se rend compte de l'importance du nouchi pour les Ivoiriens. De plus, le nouchi possède maintenant une écriture. Les médias l'utilisent pour la publicité, les jeunes écrivent des SMS en nouchi, et beaucoup de sites Internet sont consacrés au nouchi. Grâce à cela et grâce aux musiciens ivoiriens devenus mondialement célèbres, le nouchi n'est plus connu uniquement en Côte d'Ivoire, mais aussi dans d'autres pays.

L'avenir du nouchi

Bien sûr, il est impossible de formuler des pronostics définitifs concernant l'avenir du nouchi, mais on peut dire que « le nouchi a son avenir assuré » (Kouadio 2005, 290) grâce à sa vivacité dans son pays d'origine. Le nouchi n'a pas fini de se propager, et il est probable que ce soit un jour la seule langue véhiculaire pour tous les Ivoiriens. Il est certain que la situation du nouchi changera considérablement lorsque les élèves et étudiants d'aujourd'hui auront grandi et commenceront à prendre des positions politiques importantes et des décisions, notamment en ce qui concerne la politique éducative. Avec eux, le nouchi pourrait devenir la langue de la politique, de l'économie et de l'école. Les jeunes d'aujourd'hui savent qu'ils seront les « futurs décideurs » (Kube 2003, 322) et ils sont très motivés d'aider au développement et à la propagation du nouchi, de sorte qu'on peut légitimement affirmer que « [...] Ce n'est qu'une question de temps jusqu'à ce que ce groupe ou une partie de ce groupe demandent la reconnaissance officielle de la variété et en soutiennent le développement » (Aboa 2011, 44). En effet, le nouchi réunit tous les critères que les jeunes d'Abidjan considèrent indispensables à une langue nationale officielle, critères que le français ne réunit pas :

1. Le nouchi est une langue qui est parlée et comprise dans tout le pays, tandis que le français standard n'est pas compris partout.
2. Le nouchi peut représenter la Côte d'Ivoire, comme il n'est parlé qu'en Côte d'Ivoire. Il est un symbole pour la Côte d'Ivoire comme l'espagnol l'est pour l'Espagne. On l'associe immédiatement à la Côte d'Ivoire, tandis que le français est d'abord associé à la France et est aussi la langue

officielle de nombreux autres pays. Par conséquent, le français ne peut pas remplir un rôle de symbole pour la Côte d'Ivoire.

3. Le nouchi est une langue ivoirienne avec laquelle l'Ivoirien peut s'identifier, tandis que le français est une langue étrangère qui ne participe pas à la formation d'une identité ivoirienne.

De plus, le nouchi rattache le pays aux autres pays francophones parce qu'il utilise la grammaire française. Le nouchi est donc une variété du français, mais il est en même temps un indicateur évident de l'émancipation de la France de par son lexique qui est en grande partie ivoirien. En outre, le nouchi réunit toutes les ethnies ivoiriennes en unifiant des lexèmes de toutes ces différentes langues et pour cette raison, le nouchi semble être un excellent candidat pour devenir la langue officielle du pays. D'ailleurs, le nouchi est déjà appelé « langue nationale ivoirienne » par certains élèves (Kube 2005, 261).

Aspects linguistiques du nouchi

Classification

Les premières mentions linguistiques du nouchi datent des années 80, mais ce n'était que pendant les années 90 que les linguistes commencèrent à analyser le nouchi systématiquement en se focalisant sur les aspects sociolinguistiques. Au début, dû aux circonstances de son développement et à son caractère cryptique, le nouchi était souvent considéré comme un argot, tandis que sa version popularisée est appelée « langue métissée », ou encore « langue hybride ». Parmi les nombreuses définitions de ce phénomène linguistique, la définition de « symbiotic mixed language » (Smith 1994, 333) nous semble la meilleure :

the grammatical structure of one language, and a varying number of lexical items – from hundreds to thousands in number – either from another language (often the original language of the group), or else from a variety of different sources, some words possibly being constructed or deformed deliberately. (Smith 1994, 333)

La grammaire de base du nouchi provient du français, mais les lexèmes d'origine africaine ou européenne sont estimés à plusieurs milliers. De plus, le nouchi compte de nombreux néologismes et mots déformés qui rendent les éléments français difficiles à reconnaître comme tels. Comme l'emprunt n'est pas limité aux lexèmes, mais s'étend aussi aux suffixes de diverses langues, et comme il y a aussi des aspects syntaxiques, morphologiques et sémantiques qui témoignent du caractère hybride du nouchi, il n'y a aucun doute que ce soit une

véritable langue mixte, et plus précisément, un véritable « symbiotic mixed language ».

Le lexique

Le caractère hybride du nouchi et l'inventivité de ses créateurs se manifestent en particulier dans son lexique. Les emprunts sont tellement nombreux qu'il est absolument impossible pour une personne extérieure de comprendre entièrement une conversation en nouchi. Les mots nouchi sont soit d'origine européenne (surtout française, anglaise, espagnole et allemande), soit d'origine ivoirienne (en première ligne Dioula, Baoulé et Bété) ou encore nouvellement créés (surtout les onomatopées et les idéophones). Le pourcentage des mots français est le plus important et représente environ un tiers des lexèmes nouchi. Très nombreux sont aussi les mots d'origine inconnue : ce sont des mots déformés dont l'origine n'est pas identifiable à première vue. Les déformations peuvent être morphologiques; l'aphérèse (*fias* au lieu de *confiance*) et l'apocope (*po* au lieu de *poser*) y sont très fréquentes, ainsi que la suffixation. Les suffixes peuvent être d'origine française (*-er, -ade, -age, -ement, -aille, -ologie / -ologique, -ais*), espagnole (*-os, -as*), anglaise (*-ing, -man*), dioula (*-ya, -ko, -li*) et même française argotique (*-o*). Les préfixes sont plutôt rares et proviennent uniquement du français (*dé-, en-*). La déformation peut aussi être phonétique ou encore sémantique, notamment par le biais de métaphorisations (*sciences* signifie 'affaires, actions' en nouchi, un *devoir très difficile* est un 'caillou'), de métonymisations (*coloniser* veut dire 'voler', *l'Amérique* est un 'Coca Cola') et de changements de sens (*choyé* veut dire 'gâté' en nouchi). De plus, il y a aussi des mots dont l'origine n'est pas identifiable (*la kraya*, 'la faim', *daba*, 'manger', *faller johnson*, 'mourir') ainsi que des néologismes (*zazazaga*, 'mitrailleuse', *flékéfléké*, 'évoque l'idée de la faiblesse ou de la flexibilité d'une chose').

Caractéristiques sémantiques

En nouchi, quelques termes tels que *un peu* ou *même* sont employés extensivement... Sous l'influence des langues ivoiriennes, on peut doubler des mots nouchi pour intensifier leur signification, ou bien il peut y avoir un changement de la connotation du mot en nouchi tel que pour l'adjectif *vieux* par exemple, qui est un terme très respectueux dans les langues ivoiriennes et en nouchi, alors qu'il ne l'est pas en français. On observe également des élargissements sémantiques de mots français en nouchi, ainsi que des resémantisations. Le mot *dja* par exemple, peut signifier 'mourir', 'tuer' ou 'Dieu' en nouchi. Un autre phénomène sémantique que l'on peut observer est celui de la synonymie extraordinaire : *djague, go, gnan, produit, stéki, daye, mousso*

sont tous synonymes du mot 'fille', et les synonymes *zango, waka, sapé, mi, djéké* signifient tous 's'habiller'.

Caractéristiques syntactiques

Il n'y a aucun doute que la syntaxe du nouchi correspond à celle du français : « Le nouchi n'a pas de syntaxe propre, il utilise la syntaxe du français standard ou du français populaire ivoirien » (Kouadio 2007, 82), mais, comme il a déjà été mentionné auparavant, la syntaxe dépend de la variété nouchi, c'est-à-dire du locuteur individuel. L'ordre de base des mots dans la phrase simple correspond en tous les cas à « SVO » comme en français, mais à cause de l'influence des langues ivoiriennes, il n'existe pas de phrases passives en nouchi. De plus, l'adverbe français *là* est par exemple utilisé pour la focalisation lexicale typiquement africaine, et l'omission de certains éléments comme les pronoms relatifs, le pronom impersonnel *il* dans *Il y a* ou *Il faut*, ou la première particule de la négation *ne*. On trouve aussi des constructions elliptiques qui se sont imposées dans l'usage général, comme *C'est un gars sans*, 'C'est un pauvre garçon', ainsi que des accentuations africaines, comme l'allongement vocalique ou l'aspiration par exemple, pour des mots non-africains ayant une fonction distinctive dans la phrase. Comme le nouchi a un lexique très diversifié, une phrase peut comporter des mots européens, des mots ivoiriens, des mots d'origine inconnue ou encore un mélange de tous ceux-ci, mais on ne trouvera pas de phrase ne comportant aucun lexème français.

Caractéristiques morphologiques

Dans la morphologie du verbe, on constate également qu'il s'agit d'un mélange entre la morphologie française et celle des langues ivoiriennes : un verbe français est conjugué comme en français, tandis qu'un verbe d'origine ivoirienne ou un verbe déformé n'est pas conjugué et reste invariable. Les temps verbaux ont été repris du français, les auxiliaires *avoir, être* et *aller* étant employés pour former le passé composé, le plus-que-parfait et le futur proche. Ce n'est qu'à l'imparfait qu'il y a un suffixe de flexion pour les verbes non-français : [sɛ̃] qui est, comme en français, utilisé pour toutes les personnes, sauf pour la première et la deuxième personne du pluriel. Ici le français emploie [sjɔ̃] et [sjɛ̃], mais en nouchi on emploie le pronom « on » au lieu de « nous », ou plutôt une fusion de tous les deux : [nũɔ̃] pour éviter l'utilisation de [sjɔ̃], et à la deuxième personne du pluriel, on paraphrase en disant *vous étiez en train de*, pour éviter l'utilisation de [sjɛ̃].

Catégories lexicales

On peut distinguer deux grandes classes de mots en nouchi, comme dans toutes les langues du monde: les mots grammaticaux (déterminants, pronoms, prépositions, conjonctions) et les mots pleins (verbe, nom, adjectif, adverbe). Tous les mots grammaticaux sont des mots français, ce qui n'est pas surprenant étant donné que la grammaire du nouchi correspond à la grammaire française. Cela explique le pourcentage très élevé de mots français en nouchi. Par contre, les mots pleins sont des mots empruntés à plusieurs langues.

Un nom nouchi de n'importe quelle origine porte un article français : *une go*, 'une fille' du *dogo*, dioula pour 'petit', et a un pluriel en *-s* comme en français. Cependant, ce *-s* n'est jamais prononcé, mais les locuteurs du nouchi l'emploient automatiquement à l'écrit : *la go – les gos*, 'la fille – les filles'. De plus, il existe une congruence de nombre et de sexe en ce qui concerne l'adjectif en nouchi qui se manifeste également à l'écrit, mais pas nécessairement à l'oral.

L'orthographe du nouchi

En 2006, Ahua a observé que l'orthographe hétérogène et volontaire du nouchi pose de graves problèmes et il s'est penché sur le développement d'une orthographe unitaire pour le nouchi qui garantisse la reconnaissance des lexèmes entiers, ainsi qu'une lecture courante. Beaucoup de langues, dont le français, considèrent en premier lieu la morphophonologie de la langue. Influencés par l'orthographe des langues africaines, les écrivains nouchis écrivent davantage phonétiquement. Selon Ahua, l'orthographe du français ne doit pas être reprise dans sa totalité - les locuteurs et les écrivains nouchis voulant se distancer du français - mais son orthographe doit prendre en compte l'importance du vocabulaire nouchi, ainsi que l'orthographe des autres langues européennes et l'orthographe phonétique des mots ivoiriens. Pour cette raison, Ahua propose une « écriture phonético-éthymologique » (2007, 185), ce qui signifie que le radical d'un mot, qui correspond généralement au début d'un mot, maintient l'orthographe qu'il a dans sa langue d'origine, tandis que tous les suffixes, les mots composés et les éléments syntaxiques doivent être écrits phonétiquement. De plus, il est à éviter d'écrire deux ou trois lettres au début ou à la fin d'un mot comme en français, puisque seulement le son est prononcé : « qu » > « k », « th » > « t », « ph » > « f », « sc » > « s » au début du mot, et « lle » > « y », « ye » > « g », « ge » > « j », « ce » > « ss », « eur » > « èr », « eux » > « é » à la fin du mot, et les morphèmes français qui connaissent beaucoup d'écritures différentes en français sont unifiés en nouchi : « in, im, ein, einm, ain, aim » > « in », « ô, o, eau, au » > « o » etc.

De plus, le « e » marquant le féminin ne doit pas être repris dans l'écriture nouchi, puisqu'il n'est pas prononcé dans la plupart des cas. Il ne faut l'écrire que s'il a une valeur distinctive, comme par exemple dans la phrase « Tu ê petite » (Ahua 2007a, 192). Par contre, le *-s* qui marque le pluriel, déjà adopté par les écrivains nouchis, doit toujours être écrit.

L'orthographe proposée par Ahua a en grande partie été adoptée par les écrivains, plusieurs lexiques en ligne en témoignent. Le site www.nouchi.com offre le lexique le plus élaboré, ainsi que beaucoup d'informations sur l'histoire du nouchi, sur ses locuteurs et sa grammaire, mais on y trouve aussi des blagues illustrées et des locutions nouchi.

Conclusion

Le nouchi ivoirien est un phénomène linguistique remarquable, dont le développement et la propagation sont fortement liés aux circonstances historiques et politiques. D'abord seulement parlé par les jeunes d'Abidjan, il est maintenant répandu et aimé au-delà de son lieu de naissance et fonctionne comme « lingua franca » ivoirienne partout dans le pays. De plus, il remplit une fonction importante que le français ne pourra jamais remplir : celle d'une langue identitaire. D'autre part, l'analyse de la grammaire montre clairement que celle-ci repose sur le français, on pourrait donc très bien considérer que le nouchi est une variété française spécifique de la Côte d'Ivoire, qui ne sépare pas le pays des autres pays francophones, mais l'y associe. Par conséquent, Kouadio affirme avec raison que « le français est désormais une langue ivoirienne » (2008, 11), car après un long processus ayant commencé avec la colonisation, le français, d'abord sous la forme du FPI, aujourd'hui sous la forme du nouchi, s'est transformé en langage ivoirien adapté à la société africaine, à l'esprit africain et à la culture africaine. En utilisant le nouchi, les Ivoiriens ne renient en rien leur identité africaine, mais peuvent au contraire se créer une identité ivoirienne. Le nouchi est donc en quelque sorte « une œuvre d'art linguistique » qui fait preuve de la créativité ivoirienne et en même temps, du fait que le passé colonisateur est pleinement assumé. C'est une langue très utile dans la vie de tous les jours qui sert à la population à tous les égards. Il serait souhaitable de répandre l'utilisation du nouchi et même si des mesures importantes, telles que l'établissement d'une orthographe propre ou la description scientifique du nouchi ont déjà été initiées, elles restent lacunaires. Pour cette raison, ce travail se termine par un appel aux linguistes, les invitant à approfondir l'étude du nouchi afin de promouvoir son usage.

Bibliographie

- Aboa, Alain Laurent Abia, 2011. « Le nouchi a-t-il un avenir ? », in : *Sudlangues: revue électronique internationale de sciences du langage*, N° 16, 44-54.
- Ahua, Mouchi Blaise, 1996. *L'argot des lycéens d'Abidjan*. Unveröffentlichte Diplomarbeit : Universität Cocody.
- Ahua, Mouchi Blaise, 2006. « La motivation dans les créations lexicales en nouchi », in : *Le Français en Afrique*, N° 21, 143-157.
- Ahua, Mouchi Blaise, 2007. « Lexique illustré du nouchi ivoirien : Quelle méthodologie ? », in : *Le Français en Afrique*, N° 22, 99-117.
- Ahua, Mouchi Blaise, 2007a. « Élaborer un code graphique pour le nouchi : une initiative précoce ? », in : *Le Français en Afrique*, N° 22, 183-198.
- Ahua, Mouchi Blaise, 2008. « Mots, phrases et syntaxe du nouchi. », in : *Le Français en Afrique*, N° 23, 135-150.
- Ahua, Blaise Mouchi, 2010. *Le Nouchi Ivoirien*. [Online] <http://nouchi-ivoirien.com/index.php?option=com_content&view=article&id=4&Itemid=9>, Status: 13.09.2012, 00:04.
- Djité, Paulin G./Kpli, Jean-Francois, 2007. « The Language Situation in Côte d'Ivoire since 2000: An Update », in: Baldauf, Richard B./Kaplan, Robert B., (Hgg.). *Language Planning and Policy in Africa: Algeria, Côte d'Ivoire, Nigeria and Tunisia*. Band 2. Clevedon: Multilingual Matters Ltd., 185-189.
- Djité, Paulin G., 2007a. « Language Planning in Côte d'Ivoire », in: Baldauf, Richard B./Kaplan, Robert B., (Hgg.), op.cit., 149-184.
- Erfurt, Jürgen, 2003. „Multisprech“: Migration und Hybridisierung und ihre Folgen für die Sprachwissenschaft“, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 65, 5-33.
- Erfurt, Jürgen, 2005. *Frankophonie: Sprache, Diskurs, Politik*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Konan, Kouakou Séraphin, 2010. « L'intrusion de mots nouchi dans la langue française : creation ou desordre ? », in : *Sudlangues: revue électronique internationale de sciences du langage*, N° 14, 105-120.
- Kouadio N'Guessan, Jérémie, 2005. « Le nouchi et les rapports dioula-français », in : *Le français en Afrique*, 21. Onlinepublikation: <<http://www.afriqueindex.com/recherche/recherche.html?cx=partner-pub-7004083918787151%3A0463299402&cof=FORID%3A10&ie=UTF-8&q=le+nouchi+rappports&siteurl=www.afriqueindex.com%252Frecherche%252Frecherche.html>>, 177-191, Status: 28.11.2011.

- Kouadio N'Guessan, Jérémie, 2007. « Le français : langue coloniale ou langue ivoirienne ? », in : *Hérodote*, Band 126, 69-85.
- Kouadio N'Guessan, Jérémie, 2008. « Le français en Côte d'Ivoire : de l'imposition à l'appropriation décomplexée d'une langue exogène », in : *Documents pour l'histoire du français langue étrangère ou seconde*. [Online] <<http://dhfles.revues.org/125>>, Status: 14.09.2012.
- Kube, Sabine, 2003. „Das Nouchi in Abidjan: Vom Argot der Straßenkinder zur zukünftigen Nationalsprache der Côte d'Ivoire?“, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 65, 131-153.
- Kube, Sabine, 2005. *Gelebte Frankophonie in der Côte d'Ivoire*. Dimensionen des Sprachphänomens Nouchi und die ivorische Sprachsituation aus der Sicht Abidjaner Schüler. Münster: Lit.-Verlag.
- Ploog, Katja, 2002. *Le français à Abidjan*. Pour une approche syntaxique du non-standard. Paris: CRNS Éditions.
- Weblogy Corporation, 2012. « Le petit Nouchi illustré », in : *Nouchi.com. La culture africaine avec le sourire*. [Online] <<http://www.nouchi.com/>>, Status: 12.09.2012.
- Yéo, Lacina, 2009. „Über das Verhältnis des Französischen zu den einheimischen Sprachen im postkolonialen Afrika: Eine Bestandsaufnahme“, in: Oosthuisen, Southwood & Anthonissen (Hg.). *Stellenbosch Papers in Linguistics PLUS*. Vol. 38, 94-99.
- Zongo, Bernard, 2001. « Individuation linguistique et parlures argotiques : Un exemple de ségrégation spatiolinguistique à Ouagadougou », in : Bulot, Thierry, (Hg.). *Sociolinguistique urbaine*. Rennes : Presses universitaires de Rennes.

Identidades etnoculturales de Guinea Ecuatorial

Justo BOLEKIA BOLEKÁ, Salamanca

1. Introducción

Un dicho español sostiene que “quien tiene padrino, se bautiza”. Y es bien cierto desde el momento en que en cuarenta y tantos años de tan duros regímenes políticos, se han cometido las más grandes fechorías en el país. Pero ningún gobierno occidental ha dado la espalda a los gobernantes guineo-ecuatorianos, o cuando ha fingido hacerlo, sus empresas han seguido operando y obteniendo grandes beneficios, siempre para el bien de las sociedades civiles occidentales, debido a la explotación o esquilmo de los recursos del país o del suelo, tales como el cacao, la madera, la pesca, el café, el petróleo, el gas licuado, la yuca, la nuez de kola, etc.

Esta es la Guinea Ecuatorial tan codiciada hoy por los occidentales, país en el que se aplican a rajatabla las dos reglas de obligado cumplimiento que imponen las instituciones financieras mundiales, o las empresas multinacionales: no poner jamás trabas a las inversiones extranjeras en el país, y mantener controlada a la población. Evidentemente, los primeros y únicos beneficiarios de esta conducta mercantilista son los gobernantes del país, buenos y ventajosos alumnos de la “civilización de la copa de champagne” (Gorostiaga 1995: 201)¹, es decir: la riqueza de los pueblos de Guinea Ecuatorial parece estar en manos de Teodoro Obiang Nguema y de su familia horizontal, constituida por hermanos, primos, tíos, sobrinos, hijos, suegros, cuñados, etc.

En toda esta trayectoria, nuestra madre-patria (España) ha jugado un destacado papel, cual es mantener la deficiente y basilectal castellanidad del país, sin exigir nada a cambio, pero sí garantizando un apoyo incondicional al poderdante y mandamás, amigo de Estados Unidos, España, Francia, etc. Pero ¿qué hay de la Guinea Ecuatorial de los “guineanos”/guineoecuatorianos?. Todo cuanto vayamos a decir en las páginas venideras habrá de relacionarse

¹ Gorostiaga, Xabier, 1995. “La geocultura y la ética: la otra cara del subdesarrollo y origen de su superación”, en: *Solidaridad Norte-Sur*. Alicante: Universidad de Alicante, 189-206.

con esta guineocastellanidad que España quiere enterrar a toda costa, por vergüenza, porque en cuarenta y tantos años de sociedades violentadas por el régimen, el deterioro del castellano, o la progresiva desaparición de las improntas materiales legadas por la colonización, han sido tales que la fuerte presencia de africanos francófonos hace presagiar un segundo Filipinas, es decir: desaparición de la primera lengua oficial (el castellano o el español) –una de las estrategias del Hexágono- con tolerancia hacia el mantenimiento de los antropónimos y demás elementos castellanizados.

2. Enculturación y desviación cultural endoglósica y abismo generacional

El reconocimiento del término “cultura” como palabra polisémica tanto por los organismos internacionales como nacionales o locales, nos lleva al reconocimiento de la identidad cultural (o étnica) de los grupos humanos. Esta identidad cultural tiene que ver con el sentido de pertenencia a un grupo, con la autoestima, la solidaridad interna, el estrechamiento de lazos por medio del desarrollo de los vínculos transversales que la convivencia promueve, la manera de resolver nuestros problemas comunicativos, nuestra forma de hacer las cosas, etc.

Sin embargo existe un menosprecio de las identidades culturales tradicionales, una actitud que provoca la marginación de algunos grupos humanos (por no decir muchos), su persecución, discriminación, exterminio legitimado con la connivencia de los poderes públicos nacionales e internacionales, etc., todo ello dentro de los procesos descarados de la aculturación, la desracialización², la asimilación o fagocitación, la homogeneización camuflada, o más bien, la ejecución de una política etnolítica, es decir, la desaparición o muerte de pueblos enteros.

La pertenencia a una determinada cultura está en función del grupo con el que uno mantiene unas relaciones estrechas de consanguinidad y socioculturales. Sin embargo, la enculturación exoglósica practicada por la colonización rompió los canales de difusión derivados del período iniciático que vivían (o debían vivir) las generaciones futuras, sin importar su filiación cultural. Implantar e imponer escuelas e iglesias coloniales supuso la destrucción del imaginario colectivo intraétnico e interétnico guineoecuatoriano. Hubo, como era

² Término muchas veces empleado por el profesor Isidoro Navarro, de la Universidad de Sevilla. Lo define como aquel proceso mediante el cual el africano pierde su esencia cultural al darle un nombre, una identidad, una lengua, una nueva toponimia, etc.

de esperar, reacciones violentas por parte de los autóctonos, llámense ámbös, bisíös, bubis, fangs y ndowès. Pero quienes se atrevieron a enfrentarse a los blancos ocupantes fueron ocultados a la población en edad de formación para evitar el crecimiento de una solidaridad intra- e interétnica que pudiera llevarles a seguir sus ejemplos, es decir, echar a los colonizadores del futuro espacio geopolítico guineoecuatoriano.

3. Guineoecuatorianeidad y aportación endógena y exógena

El uso que hacemos de este gentilicio obedece a razones de coherencia discursiva. Si el país se llama Guinea Ecuatorial, lo más normal es que su gentilicio sea guineoecuatoriano (o guineoecutorial). Sin embargo no es así. Hasta llegar a este gentilicio extra-normativo se ha pasado por muchos otros:

- Etapa Pre-colonial: Negritos o Negros (annoboneses [o ámbös], bujebas [o bisíös], bubis [o aböbéé, o batyö], pamues [o fangs], fernandinos [o kriös], combes [o ndowès], etc.).
- Etapa Colonial: Guineanos o Negros/Negritos (annoboneses, bubis, bujebas, pamues, fernandinos, combes, etc.).
- Etapa Post-colonial: Guineanos (annoboneses, bisíös, bubis, fang, kriös, ndowès, etc.) y Ecuatoguineanos.

Los elementos etnoculturales que subyacen en una guineoecuatorianeidad endoglósica se refieren a la aportación etnocultural y endonormativa que es aceptada por todos los miembros de una comunidad o nación, entendiéndose ésta la posesión y uso de una misma lengua, la convicción de practicar los mismos ritos y la certeza de tener un mismo antepasado. En este sentido, la guineoecuatorianeidad endoglósica se apoyará sobre elementos tales como los que hemos encontrado en cada una de las etnias que conforman el Estado de Guinea Ecuatorial:

- Ámbös:
 1. Institución Consistorial: Viyil.
 2. Manifestación Cultural: Mamae, Kumbe.
 3. Lengua de la Etnia: Fa d'Ambo.
 4. Lengua de Relación: Español, Pidgin-English, etc.
- Bubis:
 1. Institución Consistorial: Wetya, Tyóbbo.

2. Jefatura: Böhítáari, Bötúku.
 3. Manifestación Cultural: Katyá, Bölëbó, Sihíri.
 4. Religiosidad: Ruppé (Dios), Mörímò (intermediario entre los vivos y los muertos, conocedor, sanador), Tyiántyo (hechicero).
 5. Lengua de la Etnia: Ètyö, Èböbéë.
 6. Lengua de Relación: Español, Pidgin-English, etc.
- Fang:
 1. Institución Consistorial: Abaá.
 2. Jefatura: Nkúkúmá.
 3. Manifestación Cultural: Ndongmba, Mokom.
 4. Religiosidad: Nzama (Dios), Nguendáng (curandero), Mesamélúgu (hechicero).
 5. Lengua de la Etnia: Fang.
 6. Lengua de Relación: Español.
 - Ndowès:
 1. Institución Consistorial: Njoe.
 2. Jefatura: Mpóló.
 3. Manifestación Cultural: Mebongo, Mekuyo, Mbaya.
 4. Religiosidad: Añambe (Dios), Nganga (curandero), Ngondye (hechicero).
 5. Lengua de la Etnia: Ndowè.
 6. Lengua de Relación: Español.

Estas cuatro etnias mantienen todavía algunos de sus elementos identificativos. Con ellos se representan, a muy duras penas, dentro de la guineoecuatorianeidad endoglósica, a pesar de la función deculturizante y alienante de las escuelas españolas en Guinea Ecuatorial, las cuales siguen sin estar todavía nacionalizadas en cuanto a sus contenidos, material, formación, etc., como en la mayoría de los países africanos.

Desde la etapa colonial efectiva (1843) hasta la actualidad (2014), cada una de las etnias del país ha vivido ciertos procesos de asimilación progresiva de la guineoecuatorianeidad de la otra, muchas veces de manera inconsciente, al no disponer de espacios institucionales desde los cuales se pueda informar y enseñar a los guineoecuatorianos a asumir su identidad política desde su condición etnocultural. Esta ausencia de espacios compartidos y definitorios, o de espacios en los que cada etnia guineoecuatorianizada disponga de la libertad de

determinar su destino dentro del conjunto, se debe al secuestro y a la patrimonialización de la identidad guineoecuatorialiana (o guineana), o a la anulación de las identidades etnoculturales por parte de nuestros gobernantes.

4. Guineoecuatorialidad, Africanidad y Bantuidad

Una vez confirmada la guineoecuatorialidad endoglósica (intra-étnica) o exonormativa (extra-étnica), y conocidos algunos de los elementos identitarios definitorios de esta condición, el sujeto “guineano” ámbö, bubi, fang y ndowè buscará significarse en su entorno regional e interestatal africano primero, y mundial después.

Ser africano no debe únicamente referirse al color negro de la piel, con mayor o menos pigmentación. No basta nacer en África. Es preciso aprender a ser africano, y la escuela en África, como única responsable de la formación de las jóvenes generaciones, debe liderar esta empresa enculturadora.

Los países africanos, representados por sus Jefes de Estado y de gobierno, todos ellos firmantes de la Carta Africana de Cultura, reconocen la necesidad de “africanizar” las escuelas del África negra. Esto significa imponer cierta homogeneización a nivel educativo, lingüístico, etc., de manera que todos tuvieran elementos reconocibles en los que apoyarse para afirmarse dentro de la africanidad. La Unión Africana reconoce que es urgente oficializar algunas lenguas africanas con las que promover y garantizar nuestra condición de africanos. Pero ningún país estaría dispuesto a ceder parte de su soberanía en beneficio de la africanidad. Además, teniendo en cuenta de que términos como guineoecuatorialiano, o bantú carecen de un trasfondo etnocultural resulta, hasta cierto punto, normal que los gobernantes carezcan de programas para una africanización de sus respectivas sociedades.

Lamentablemente, los únicos elementos que la africanidad ofrece a las poblaciones en edad de formación son, entre otros, los siguientes:

- Música africana moderna procedente de países como Costa de Marfil, Nigeria, R. D. del Congo, Camerún, etc.
- Inmigración hacia Europa, principalmente a España por razones familiares, formativas, sanitarias, comerciales, profesionales, etc.
- Países africanos dirigidos por regímenes políticos duros y totalitarios, de sistemas presidencialistas hereditarios vigentes (como en la R. D. del Congo, Togo, Gabón, Marruecos) y en ciernes (como en Egipto, Senegal, Libia, Guinea Ecuatorial, etc.).

- Contextos caracterizados por conflictos y guerras que causan muertes, violación de mujeres y niñas.
- Desplazamientos forzosos por razones económicas (tierras adquiridas por empresas internacionales), persistencia de hambrunas, etc.
- Series importados de televisión (culebrones) con temas no africanos.
- Ciudades africanas convertidas en mercadillos permanentes.
- Pillaje de los recursos africanos, etc.
- Presencia masiva de religiones oficiales y no oficiales, cuyo propósito es, entre otros, desarrollar en sus seguidores y creyentes africanos, una actitud de claudicación y de abandono de las creencias religiosas tradicionales.

Por su parte, la bantuidad carece de cualquier contenido si tenemos en cuenta su origen y sentido estrictamente metonímico (pueblos que tienen el prefijo **ba-** para formar el plural de sus nombres). Por consiguiente, hablar de bantuidad para referirnos a civilizaciones, pan-etnias, culturas, pueblos, etc., supone reducir el amplio mosaico negroafricano en una cuestión cuyo contenido es mayormente artificial.

5. La Guineoecuatorialidad: entre la Guineo-Hispanidad y la Afro-Castellanidad.

Guinea Ecuatorial, a pesar de ser el único país del África negra que tiene el español [o el castellano] como lengua oficial, no forma parte de la Hispanidad. Está excluida de aquellos organismos significativos de los países hispanos, llámense latinoamericanos, indoamericanos, iberoamericanos, etc., y con los que todos estos países se significan en el concierto mundial. La guineo-hispanidad es algo aislado, no hermanado socialmente con ningún núcleo endoglósico español.

La guineo-hispanidad, como aspecto superficial y meramente físico derivado de la pigmentación de la piel, es la que más ha prevalecido tanto en la conciencia de los gobernantes españoles como en la de los ciudadanos normales y corrientes. La Hispanidad, o Secretaría General Iberoamericana que avala la castellanidad, transforma la guineidad (de guinea < *iguinauen*: “negro”) en algo meramente folklórico que no tiene reconocimiento ni presencia entre los países hispanos de culturas productivas, dinámicas (como la maya, la inca, la azteca, la celtibérica, etc.), etc., ya que las culturas de Guinea Ecuatorial están

dentro de lo que se considera culturas estériles, improductivas, pasivas, etc. El no reconocimiento de ninguna de las culturas de esta guineo-hispanidad por parte de la Hispanidad-Madre, ni su integración en este organismo, ha alejado a Guinea Ecuatorial de la esfera de los países indoamericanos (o latinoamericanos). Esta orfandad política que España impone a Guinea Ecuatorial es la que practican los mismos gobernantes del país con sus habitantes derrotados, debido a esta práctica sistemática de la violencia en todos los ámbitos.

Evidentemente, ante esta actitud promovida desde la madre-patria, e implementada por sus aparatos ideológicos en la colonia guineoespañola (la escuela y la iglesia), y por los poderdantes de este único país negroafricano que tiene el español como lengua oficial, es hasta cierto punto lógico que hablemos de canales interrumpidos entre padres e hijos, y mucho más entre abuelos y nietos, o entre los gobernantes y las sociedades civiles guineoecuatorianas maltratadas, violentadas, humilladas, etc. Ambos gobernantes, los españoles y los “guineanos” se han puesto de acuerdo para impedir el desarrollo cultural del país y condenar nuestras culturas a la atonía, al subdesarrollo, al no ser necesarias ni indispensables para la obtención de una mejor calidad de vida.

6. Conclusión

Como hemos podido ver, toda esta enculturación y guineoecuatorianidad afecta a todos los sectores de la población. El porcentaje de los guineoecuatorianos que son usuarios de un nivel alto del castellano, del francés o del *pidgin-english* (todas ellas lenguas de relación intra- e interestatal) es mínimo. Esto demuestra que los cuarenta años de independencia han sido todo un fracaso en el terreno de las lenguas tanto la primera oficial (ya que la segunda es el francés) como las autóctonas, que carecen de cualquier reconocimiento oficial y no existen como materias indispensables a lo largo del proceso formativo de los niños o jóvenes guineoecuatorianos.

La identidad del guineoecuatoriano (o guineoecuatorial) está amenazada doblemente. En primer lugar, por la alianza bilateral que forman los gobernantes de occidente (España, Francia, Estados Unidos, Inglaterra, etc.) y los de Guinea Ecuatorial. En segundo lugar, los agentes ideológicos de estos gobernantes occidentales (escuelas, empresas, medios de comunicación, iglesias o confesiones religiosas, etc.) frenan cualquier intento de reenculturar a las jóvenes generaciones guineoecuatorianas. Ante esta situación tan dramática que lleva al guineoecuatoriano a convertirse en un individuo cosificado y vacío, es evidente que una de las únicas maneras que nos quedan para reafirmar nuestra identidad es ese sentimiento de pertenencia.

Es como si los preceptos en los que se ha basado el concepto de identidad, perdieran vigencia y pasaran únicamente a depender de la voluntad de los gestores del poder condigno, o de la sumisión pura y dura a cambio de nada. Los contenidos que deberían avalar nuestra condición como miembros de la comunidad guineoecuatorial, están en manos de personas e instituciones ajenas a nuestra realidad. Si ya de por sí corre peligro nuestra enculturación etnocéntrica, y con la que nos significamos posteriormente en nuestra guineidad o guineoecuatorialidad, cuando nos situamos en el contexto de la pan-enculturación, encontramos individuos que no encuentran el sentido de su guineidad, africanidad o hispanidad, los cuarenta años de independencia han servido para ampliar aun más la brecha entre gobernantes y gobernados, o entre Guinea Ecuatorial y España.

VARIUM

**Von Bayern gen Polynesien: Bewegungen und
Zusammenleben in der Philologie des Kapuziners
Sebastián Englert**

Hans FERNÁNDEZ, Graz

Die Ankunft der Kapuziner in Chile

Das Werk des Kapuziners Sebastián Englert (1888-1969) und seiner Ordensbrüder situiert sich im Rahmen eines Ende des 19. Jahrhunderts in Chile stattgefundenen historisch-politischen Prozesses. 1896 veranlasste der chilenische Staat über den Vatikan die Ankunft bayerischer Kapuziner zwecks der Zivilisierung der Mapuche-Kultur bzw. deren Integration in die chilenische Gesellschaft durch die Evangelisierung. Auf der Grundlage eines Ideals der kulturellen Homogenität versuchte die chilenische Regierung jener Epoche eine der in ihrem Territorium lebenden autochthonen Bevölkerungsgruppen kulturell zu vernichten.

Die autochthonen Bevölkerungsgruppen des Landes stellten ein grundsätzliches Problem für die Konstruktion einer im europäischen Sinne zivilisierten Nation dar, was ihre Auslöschung durch die Auflösung ihrer kulturellen Identität notwendig werden ließ. Zu diesem Zweck wurde die religiöse Intervention von den Regierungsbeamten als ideale Vorgehensweise konzipiert. Die Kapuziner jedoch verstanden den multi- und transkulturellen Charakter des Landes anders, sie kümmerten sich darum, die unterschiedlichen Logiken der autochthonen Gesellschaften zu begreifen und zu erfassen. Unter Berücksichtigung dessen lässt sich aus ihren Schriften ein Projekt des Zusammenlebens ableiten, welches dem des chilenischen Staates entgegensteht. Die Kapuziner plädierten in ihren Texten überwiegend für ein „Zusammenleben in Frieden und Differenz“ (Ette 2012b) auf der Basis ihrer Erkenntnisse sowie ihrer Auffassung der „Lebensformen und -normen“ (Ette 2012a) autochthoner Kulturen Chiles.

Die aus Bayern stammenden Kapuziner führten allerdings nicht nur die Missionen in Südkhile und erfüllten die damit verbundenen Aufgaben der

Christianisierung und Erziehung der Indianer, sowie u.a. der Vermittlung handwerklicher Berufe, sondern sie betrieben darüber hinaus auch Forschungen über die Mapuche-Kultur jener Epoche: vor allem linguistische, literarische und ethnologische Untersuchungen. Voraussetzung dafür war ein tiefgehendes Wissen um Kultur und Sprache dieser Gesellschaft. Trotz all der in ihren Texten befindlichen eurozentrischen Äußerungen, konstruierten sie ausgehend von der Mapuche-Gesellschaft Wissen, Archive und Quellen für die Studien über die indigenen Kulturen Chiles. In diesem Kontext spielte Pater Félix de Augusta eine sehr wichtige Rolle, er war einer der Pioniere unter den Forschern; sein Werk diente daher als Grundlage für die Auseinandersetzungen seiner Ordensbrüder mit Sprache und Kultur der Mapuche und später auch der Osterinsulaner¹.

Von Dillingen gen Osterinsel

Die Biographie Sebastián Englerts ist von Bewegungen unterschiedlicher Art geprägt. Der in Dillingen an der Donau geborene Sohn eines Gymnasialprofessors für klassische Sprachen studierte an der dortigen Philosophisch-Theologischen Hochschule und wurde 1912 zum Priester geweiht. Er arbeitete in Altötting und München, im Ersten Weltkrieg war er als Feldkaplan der deutschen Armee in Frankreich und Belgien tätig und kehrte nach Kriegsende wieder nach München zurück (Mulloy 1969: 1109, Riedl 1996: 42). Im Dezember 1922 wurde Englert nach Chile in die Araukanie gesandt, 1935 wurde er durch die Universidad de Santiago als Sprachforscher auf die Osterinsel geschickt, wo er ab 1937 als Missionsbeauftragter und erster Priester fungierte (Holzbauer 2006: 491, Riedl 1996: 43)². Englert starb 1969 während einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten (Meier 1996: 138), wurde aber auf seinen Wunsch auf der Osterinsel begraben.

¹ Félix de Augusta (1860-1935) wurde im November 1895 nach Chile gesandt (Holzbauer 2006: 485), zu seinen Arbeiten zählen die zweisprachige Publikation (in Mapudungun-Spanisch) traditioneller Erzählungen und Gesänge der Mapuche *Lecturas araucanas* (1910, unter Mitwirkung von Sigifredo de Frauenhäusl), sowie die sprachwissenschaftlichen Werke *Gramática araucana* (1903) und *Diccionario araucano-español y español-araucano* (1916).

² Die Insel hatte bis zu diesem Datum keinen Priester, auch wenn der in Tahiti ausgebildete Katechet Nicolás Pakarati sich um den christlichen Glauben der Bewohner kümmerte (Riedl 1996: 43). Die Übernahme der Pfarrei der polynesischen Insel durch Englert beruhte auf der Tatsache, dass diese 1937 an das Apostolische Vikariat der Araukanie angeschlossen wurde (Meier 1996: 135).

Im Werk Sebastián Englerts wird eine grundlegende Fragestellung der Forschung über den lateinamerikanischen Kontinent thematisiert, die sich auf die Möglichkeiten, Projektionen sowie Arten des Zusammenlebens bezieht. Seine philologische Praxis entsteht auf der Basis transdisziplinärer, translinguistischer, transkultureller sowie transkontinentaler Bewegungen (Europa, Amerika, Ozeanien), die ihm nicht nur ermöglichten, Literaturen der in der amerikanischen Romania lebenden autochthonen Gesellschaften zu schätzen und zu erhalten, sondern auch eine Systematisierung ihrer Sprachen zu betreiben. Das philologische Denken Sebastián Englerts enthält zudem eine Begrifflichkeit des Zusammenlebens, welche ohne seinen multiplen Bewegungen transarealer Art (Cf. Ette 2012b) Beachtung zu schenken, nicht verständlich ist.

Von Eurozentrismus und Rettung

Sebastián Englert wirkte von 1923 bis 1935 in der Araukanie, er publizierte während dieser Zeit überwiegend komparative Studien zwischen dem Mapudungun (der Mapuche-Sprache) und anderen indigenen Sprachen des Landes: Cunza, Aymara, Quechua und Rapanui. Die Arbeiten dieser Etappe zeichnen sich durch eurozentrische Aussagen über die Mapuche-Kultur aus, sowie durch die wichtige Rolle, die die literarischen Texte in indigenen Sprachen in seinen philologischen Konzeptionen spielen. Der Aufenthalt in der Araukanie bildet für ihn eine Lernetappe der indigenen Philologie, welche mit seinen Arbeiten über die Osterinsel ihren Höhepunkt erreicht.

1933 erscheint der Aufsatz „Mapuche und Cunza. Versuche einer phonetischen Sprachvergleichung“ in dem Englert an erster Stelle erwähnt, dass von der Cunza-Sprache „nur ganz dürftige Reste erhalten“ (294) sind, so weist er auf die Absicht der Rettung bedrohter Sprachen bzw. Kulturen hin, die seine Forschungen vor allem späterer Jahre prägt.

In dieser Arbeit berücksichtigt er zur Erläuterung gewisser Phänomene phonetischer Natur einen Ansatz, der die Sprachen mit dem zeitgenössischen Rassen-Begriff verbindet:

Es wird vielfach angenommen, dass die rassische Eigenart eines Volkes wesentlich auf die Bildung seiner Sprache einwirkt. Dr. Hans Günther führt in seiner *Rassenkunde des deutschen Volkes* einen Satz von Mach an: „Wenn auch nicht ganze Worte angeboren sind, sind doch für die Rasse charakteristische Lautelemente angeboren“. Vielleicht dürfen wir aber dem Charakter der Naturwelt, in der das betreffende Volk lebt, und den

dadurch bedingten Lebens- und Klima-Verhältnissen einen noch größeren und ursprünglicheren Einfluss auf die Phonetik und Sprachbildung zusprechen (296).

Im Übrigen ist Englert in seinen Texten immer auf der Suche nach einem gemeinsamen Ursprung der indigenen Sprachen bzw. einer Ursprache der unterschiedlichen indigenen Kulturen Chiles. Die Begrifflichkeit des Zusammenlebens in Frieden und Differenz unterschiedlicher Rassen mit unterschiedlichen Sprachen spielt in dieser ersten Phase seiner philologischen Überlegungen eine besondere Rolle. Englert zieht Vergleiche zu anderen ihm bekannten Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch, Arabisch, Hebräisch, Latein, Griechisch usw. Seine Mehrsprachigkeit konstituiert in diesem Sinne ein wichtiges Instrument für seine in Chile betriebenen Forschungen.

In „Sprachliche Sonderheiten im Araukanischen“ (1934) führt Englert die Opposition zwischen „Kultursprachen“ – d.h. europäischen Sprachen – und „südamerikanischen Sprachen“ an. Er ist von der Komplexität der Transitivität im Mapudungun fasziniert (besonders von der Kürze und Genauigkeit dieser Sprache), jedoch betrachtet er das Fehlen der indirekten Rede als ein Zeichen kultureller Unterentwicklung: „Das ist eine sprachliche Sonderheit, die dem Araukanischen die Eigenart eines Naturvolkes und seiner primitiven Redeweise gibt. Der Mapuche ist nicht zur indirekten [Rede] vorgedrungen [...]“ (225-226). Aufs Neue lässt sich eine auf ethnischen Dimensionen beruhende Beurteilung in seiner Auffassung der indigenen Sprachen erkennen, er schätzt gewisse Merkmale der Sprache – welche sich in anderen nicht finden lassen und ein hohes Ausdruckspotential darstellen –, erklärt allerdings andere Merkmale aus einer eurozentrischen Perspektive. Dies erlaubt die Frage, ob ein eurozentrisches Wissen und Denken mit einer Wertschätzung des indigenen Kultur- und Sprachbesitzes kompatibel ist. Englert befindet sich zweifellos in einem Dilemma zwischen seiner eurozentrischen Bildung und der Kultur seiner Mitmenschen, deren Sprache er untersucht und welche er zivilisieren soll.

1934 erscheint ebenso „Los elementos derivados del Aymará y Quichua en el Idioma Araucano“. Zu Beginn erwähnt Englert die früheren Missionare, die das Mapudungun studiert haben, sowie seine zeitgenössischen Forscher Rodolfo Lenz, Félix de Augusta und Ernesto de Moesbach, welche er wie auch seine Ordensbrüder als hochkarätige Wissenschaftler betrachtet. Er bringt zur Sprache, daß bisher die Entwicklung einer Etymologie des Mapudunguns im Gebiet einer „filología sudamericana“ (5) fehle, zudem weist er darauf hin, dass die Araukanisten sich der Bearbeitung eines etymologischen Wörterbuchs des

Mapudunguns mit Beiträgen komparatistischer Art widmen sollten (5) und macht ferner Anmerkungen bzgl. der Methode (6).

Es fällt zudem auf, dass Englert sich über die Mehrsprachigkeit Chiles jener Epoche sehr bewusst war, ein Aspekt, der von der chilenischen Regierung als unwichtig bzw. sogar als Hindernis für die Homogenisierung der chilenischen Kultur erachtet wurde. Englert plädiert seinerseits indirekt für das Zusammenleben der Kulturen anhand seiner Forschungen über den vielsprachigen Zustand des Landes. Der Kapuziner schätzt und engagiert sich für die Rettung der nichtspanischsprachigen Kulturen Chiles. Seine Forschungstätigkeit muss im Kontext der Konstruktion wissenschaftlicher Kenntnisse über das Mapudungun und anderer indigener Sprachen verstanden werden.

In „Araucano y Rapanui. Ensayo de comparación lingüística“ (1934) führt Englert ins Feld, dass nur ein geringes Wissen über die Rapanui-Sprache existiert und dass Texte in dieser Sprache fehlen (28), eine Lücke, die er später durch seine Arbeiten füllen wird; die Forschung der Sprache, Literatur und Kultur der Osterinsel bildet schließlich den Schwerpunkt seines Schaffens. In diesem Sinne versteht er seine literarischen Sammlungen als Mittel für Forschungen linguistischer Art. In Bezug auf die Phonetik des Rapanuis berücksichtigt er wieder den Einfluss der Rasse und ihres Umfeldes: „Ciertos sonidos que dan una nota específica a los idiomas parecen ser influidos por la constitución física de las razas y el carácter de la naturaleza en que viven“ (29).

1936 erscheint ein zentraler Text seines Werkes enzyklopädischer Art über die Philologie des Mapudunguns: „Lengua y literatura araucanas“. An erster Stelle situiert Englert das Mapudungun als eine der indigenen Sprachen Südamerikas, die das größte philologische Interesse erweckt haben (62). Zu Beginn fasst er die wissenschaftliche Forschung um das Mapudungun in drei Etappen zusammen. In der ersten Phase situiert er das Werk der Jesuiten Luis de Valdivia im 17. Jh. sowie Bernardo Havestadt und Andrés Febrés im 18. Jh. Eine zweite Etappe verortet Englert vom Beginn bis zum letzten Jahrzehnt des 19. Jh., in dem Franziskaner und italienische Kapuziner in Evangelisierungstätigkeiten wirkten (66). Die dritte Phase beginnt 1890 und er betrachtet sie als geprägt von einem „interés genuinamente filológico y lingüístico“ (69). Dazu fügt er hinsichtlich des einflussreichsten Kapuziners und dessen wissenschaftlichen Werkes Folgendes hinzu und deutet gleichzeitig auf den Zwiespalt seiner Ordensbrüder zwischen missionarischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten hin:

Es verdad que uno de los principales promotores de los modernos estudios araucanos, el R. P. Félix José de Augusta, es guiado en la redacción de sus obras por la intención de facilitar a sus cohermanos el

estudio del idioma que necesitan apropiarse para ejercer su ministerio misional, pero su alto interés filológico no sufre menoscabo por este fin (69).

Der nächste sprachwissenschaftliche Teil widmet sich den linguistischen Ursprüngen und Verwandtschaften des Mapudunguns; Englert macht erneut Anmerkungen in Bezug auf die komparatistische Vorgehensweise derartiger Forschungen (81-83) und weist auf Folgendes hin: „Falta todavía un descubrimiento esencial como lo ha sido el sánscrito para la lingüística indoeuropea“ (83). Er verfügt über ein großes Wissen der Sprachen der Welt, er beherrscht nicht nur moderne europäische Sprachen, sondern durch den Einfluss seines Vaters auch klassische Sprachen, welche eine Grundlage für seine Studien bilden und ihm erlauben, sich mittels ihrer Besonderheiten an die indigenen Sprachen Südamerikas anzunähern, ihre bemerkenswerten Merkmale wissenschaftlich interessant zu finden, diese später zu untersuchen und mittels Publikationen für eine breite Leserschaft interessant zu machen.

Im dritten linguistischen Teil verweist er auf die Besonderheiten des Mapudunguns im Vergleich zu Sprachen der europäischen Kultur (83), was nochmals auf sein eurozentrisches Wissen hindeutet. Nach Englerts Meinung, besitzt das Mapudungun eine komplexe Morphosyntax und ist daher eines wissenschaftlichen Interesses würdig, obwohl seine lexikalische Dimension sehr arm ist. In seiner Bewertung dieser mangelhaft entwickelten Ebene schreibt er letztendlich die Verantwortung den Sprechern zu:

En cuanto a la lengua araucana, debemos decir que es muy natural que no tenga muchos términos convencionales o formados por medio de asociación de ideas. Pues un pueblo primitivo sin evolución ni progreso, un pueblo que conserva siempre el mismo grado de limitada cultura [...] que carece de historia, de artes y técnicas y del pulimiento de su idioma por grandes genios del pensamiento [...] no se ha visto en la necesidad de formar nuevos términos, dotarlos de un matiz especial y enriquecer de esta manera su tesoro de vocablos (86).

Im literarischen Teil finden sich seine Konzeptionen der Mapuche-Literatur jener Zeit. Englert schreibt die Verschriftlichung dieser Literatur den modernen Araukanisten zu, da die von diesen gesammelten Texte „genuinos reflejos de la mentalidad araucana“ (95) darstellen. In der ersten Gruppe literarischer Texte situiert Englert Sagen und Erzählungen (Lenz, Augusta), in der

zweiten die Lyrik: Elegien, Gesänge der Ritualisten sowie Festlieder (Frauenhäusl, Augusta) und in der dritten Gruppe die Autobiographie (Moesbach). Die Autobiographien spielen in seinen literarischen Konzeptionen eine besondere Rolle: sie bilden seiner Meinung nach Texte mit literarischer Absicht seitens der Indigenen (106-107), aus diesem Grunde äußert er sich dazu: „se acercan más al concepto estricto de literatura y serán, acaso, lo más elevado, que podemos esperar, en este sentido, de una raza primitiva“ (107). Englert begreift wohl hier als „strikten Begriff der Literatur“ jene Texte, die sich nach europäischen Mustern orientieren. Die Autobiografie des Mapuches Pascual Coña, welche seinem Ordensbruder Ernesto de Moesbach diktiert wurde, stellt für Englert ein Modell der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit in indigenen Sprachen verfassten Texten dar, er betrachtet sie nicht nur als „corona de toda la producción literaria araucana“ (107), sondern sogar auch „[de] todos los anteriores estudios araucanos“ (70). Sebastián Englert lobt die intellektuellen Fähigkeiten seines Freundes Pascual Coña und erwähnt einen Aspekt zentraler Relevanz bzgl. der wissenschaftlichen Positionierung seiner Ordensbrüder den von ihnen zu untersuchenden indigenen Kulturen gegenüber: „El P. Ernesto, conociendo el valor que podría adquirir más tarde esta narración biográfica [...]“ (108). Diese Prospektivität bezieht sich auf ein etwaiges Bewusstsein, das die Kapuziner bzgl. ihrer Rolle und des von ihnen hinterlassenen Archivs hatten, mit anderen Worten, sie wussten um den Wert, den ihre Arbeit in der Zukunft für eine Kulturgeschichte Chiles haben würde.

Im Jahre 1938 veröffentlicht Englert den Aufsatz „Un aspecto psicológico de la raza araucana“, in dem er die Integration der Mapuche sowie die Vorbereitung auf das Überleben in den Bedingungen der chilenischen Gesellschaft folgendermaßen kommentiert: „Nosotros opinamos sencillamente que el indígena de Chile [...] debe educarse y elevarse a la cultura y civilización del país, con el fin de ser capacitado de vivir en contacto con el mundo que lo rodea“ (949). Für Englert kann zu diesem Zeitpunkt ein friedliches Zusammenleben sowie das Überleben nur dann garantiert werden, wenn der Mapuche europäische Werte in seine Lebensform integriert, was allerdings den Verzicht auf seine traditionelle Kultur und deren weltanschauliche Aspekte bedeutet. Mit anderen Worten, das Überleben gegen die eigene Kultur:

El indígena siente instintivamente que la instrucción es para su raza el camino que conduce fatalmente a una cultura y civilización extraña a sus tradiciones, que, por una parte, le es necesario, en las condiciones de vida de hoy, adquirirse los conocimientos de los *winkas* [no mapuche], pero que, por otra parte, envuelve esta educación el doloroso

renunciamiento a todo lo que es típica y tradicionalmente mapuche (949).

Der Kapuziner berücksichtigt ebenfalls die Meinung der alten Mapuche, die sich keinen Kontakt zu den Missionaren bzw. zu den *Winkas* wünschen und versteht diese negative Einstellung, welche selbstverständlich eine Art des Widerstands konstituiert, als Furcht vor dem Aussterben der traditionellen Kultur, was er jedoch als einen u. a. auf der Bildung der jungen Mapuche begründeten Fortschritt betrachtet (950). Englert hält dies für eine unerbittliche Entwicklung: „El mapuche de hoy sabe que no le queda otro porvenir ni otra alternativa, sino la sumisión a las leyes nacionales, y los más educados entre ellos se han chilenuizado por completo en este sentido“ (951).

1938 erscheinen ebenfalls in einem Band zum Gedenken an Rodolfo Lenz zwei Texte literarischer Ausrichtung. Der erste, „Del folklore araucano. Relación de un ardid de guerra“, beinhaltet eine Erzählung in Mapudungun (mit einer gegenüberstehenden Übersetzung ins Spanische) über kriegerische Angelegenheiten der Mapuche, welche Floriano Antilef dem Kapuziner 1935 diktierte. In der kurzen Einleitung zu dieser Erzählung vermittelt Englert den Eindruck, die bereits durchgeführte militärische Invasion Chiles im Mapuche-Gebiet zu rechtfertigen; da diese eine kriegerische Gesellschaft waren, versteht er ein solches Eingreifen als echte Befriedung seitens der chilenischen Regierung (18). „Del folklore de la Isla de Pascua. Un cuento sobre el primer uso de la obsidiana como arma“ ist ein zweisprachiger Text in Rapanui (ebenso mit einer Übersetzung ins Spanische) diktiert vom Dolmetscher und Mitarbeiter Englerts Mateo Veriveri sowie von dessen Bruder Gabriel Veriveri (23). Dieser Text ist eine fiktive Kurzgeschichte, der, zusammen mit der oben genannten Mapuche-Erzählung, den literarischen Überlegungen Englerts entspricht, deren Entwicklung sich Jahre später in den posthum veröffentlichten *Leyendas de Isla de Pascua* (1980) erkennen lässt.

Im Jahre 1938 publiziert Englert auch sein Wörterbuch Rapanui-Spanisch, in dessen Prolog er erklärt, dass das Buch das Ergebnis lediglich eines Forschungsjahres bildet. Der Kapuziner versteht in dieser Einleitung die mündliche Literatur als Quelle lexikographischer Forschungen. In diesem Zusammenhang erwähnt er die Notwendigkeit der Sammlung literarischer Texte für die Erarbeitung eines kompletten Wörterbuchs: „para agotar todo el tesoro de voces y expresiones sería necesario continuar la búsqueda por varios años, coleccionar todos los cuentos, tradiciones y fábulas, donde suelen aparecer palabras antiguas que están fuera de uso“ (5). Englert kritisiert das Werk seiner Vorgänger in der Forschung der Rapanui-Sprache, sich auf seine

eigene Methode beziehend, die die Mitarbeit muttersprachlicher Dolmetscher als zentrale Säule berücksichtigt. Die Arbeit am Wörterbuch stellte den Kapuziner vor zwei Schwierigkeiten: die Mischung des modernen Rapanuis mit dem Tahitianischen – also der Sprachkontakt – sowie das mangelnde Hispanisierungsniveau der Osterinsulaner (6).

1939 veröffentlicht Englert eine Reihe von Texten in Rapanui mit Übersetzung ins Spanische unter dem Titel „He horu o Rapanui. Costumbres de la Isla de Pascua“. Als Grundsatz dieser sprachwissenschaftlichen Forschung erläutert Englert: „para la averiguación de un idioma y la comprensión de su estructura –especialmente cuando se trata de idiomas indígenas– es de absoluta necesidad apuntar textos“ (184). Dieses Zitat beinhaltet ebenso die Grundlagen, die die Kapuziner zur Sammlung von Texten indigener Kulturen in deren Sprachen bewogen haben, d.h. die linguistisch-philologische Auffassung bzw. Fokussierung der indigenen Literatur. In diesem Sinne kommentiert Englert, dass es sich bei den veröffentlichten Texten um Beschreibungen früherer wie zeitgenössischer Sitten handelt und diese von Interesse für die Ethnologie sind, aber „no es el fin etnológico sino el filológico el principal“ (185). Englert individualisiert Erzähler sowie Dolmetscher, und man gewinnt ausgehend von seinen Bemerkungen den Eindruck, dass er das Buch *Pascual Coña* (1930) als Vorbild für seine literarisch orientierten Arbeiten berücksichtigt.

Im Jahre 1948 publiziert Englert eine Grammatik des Rapanuis als Teil seines überwiegend ethnologischen Werkes *La tierra de Hotu Matu'a*. 1978 werden sowohl das Wörterbuch des Jahres 1938 als auch diese Grammatik wieder aufgelegt unter der Verwendung des Adjektivs „antiguo“ zur Charakterisierung der Sprache: *Idioma Rapanui. Gramática y diccionario del antiguo idioma de la Isla de Pascua*.

In dieser neuen Formulierung wird eine puristische Ausrichtung in Englerts Konzeption der Sprache angekündigt: das bereits erwähnte Adjektiv setzt sich Wandlungen sowie Lehnwörtern der modernen chronolektalen Varietät des Rapanuis entgegen. Im Vorwort – geschrieben 1968, ein Jahr von seinem Tod – ist sich Englert der Notwendigkeit bewusst, die alte Varietät des Rapanuis vor dem Aussterben zu retten. So kann man diese Etappe seines Denkens als „Philologie der Rettung“ charakterisieren. Englert vergleicht in dieser Phase nicht die europäischen Kulturen und deren Sprachen mit den autochthonen Lateinamerikas, sondern die Priorität bildet jetzt die Wissenschaft und die Speicherung dieser Sprachen sowie der Lebensformen und -normen (Ette 2012a), welche in ihrer Literatur enthalten sind:

[...] los restos de su idioma [de Isla de Pascua] que hemos tratado de compilar no pertenecen a la vida moderna y presente de la isla, sino a sus tiempos pasados [...]

Son, en verdad, reliquias que es menester salvar de su inminente desaparición. Ya no es posible reconstruir en forma completa el idioma original y autóctono: su gramática, su rico vocabulario y el abundante folklore de sus leyendas populares (10).

Selbstverständlich konstituieren diese Überzeugungen Englerts die Ursache, welche ihn zu den Forschungen auf der polynesischen Insel bewogen haben. Sein Vorhaben besteht in der Verschriftlichung einer Sprache, die aufgrund der Globalisierung und der Sprach- und Kulturkontakte aller Art, die diese mit sich bringt, zusammen mit ihrer mündlichen Literatur zum Aussterben verdammt ist. Englert schreibt weiter:

El lenguaje que usaban los nativos de antaño se ha perdido ya en gran parte, y lo que aún queda está en vías de perderse porque la población nativa de hoy habla un idioma moderno en que hay mucha mezcla de palabras tahitianas y de lenguas europeas. Muchas de las palabras y expresiones antiguas han quedado fuera de uso; personas de edad conocen todavía su significado, pero la nueva generación lo desconoce, así como ignora también el patrimonio de tradiciones, leyendas y cuentos de sus antepasados. Debemos salvar para la ciencia lo que en pocos decenios más quedará irreparablemente perdido a causa de la modernización de la vida (10-11).

Englert bezieht sich erneut auf seine Mitarbeiter, von denen einige im Leprosarium isoliert lebten und dort die Gelegenheit hatten, von den Alten die Erzählungen über die Traditionen der Insel einer früheren Ära zu hören. Das mündliche Archiv der Erinnerung der im Leprosarium lebenden alten Erzähler ist für das philologische Werk Englerts wichtig. Der Kapuziner betont die Bedeutsamkeit der Mitarbeit von diesen alten muttersprachlichen Osterinsulanern für die philologische Forschung: „El éxito de los libros de investigación lingüística depende principalmente de la cooperación de intérpretes, máxime cuando se trata de un idioma que se ha transmitido oralmente, sin literatura, sin obras escritas de prosa o poesía“ (12).

Hier betrachtet Englert die Literatur als eigenen Bestandteil der Sprache, als „linguistisches Archiv“. Er spezifiziert den mündlichen Charakter der Sprache und verurteilt sie nicht als minderwertig im Vergleich zu geschriebenen

Sprachen Europas. Englert plädiert in diesen Zitaten für die Rettung und das Überleben einer Kultur und ihrer Sprache, die aufgrund der Globalisierung bzw. der „modernización de la vida“ zum Aussterben verurteilt waren. Diese Aussagen stehen im Gegensatz zu seinem während des Aufenthaltes in der Araukanie verbreiteten Denken, in dem er die Zivilisierung der Mapuche mittels ihrer Wandlung in Chilenen als unabdingbar für das Zusammenleben in Chile betrachtete.

Englert bemüht sich darum, die Sprache der Osterinsel wieder in einem Zustand größtmöglicher Reinheit zu versetzen. Er ist sich der Sprachkontakte bewusst, die zur Veränderung der Rapanui-Sprache geführt haben und suchte daher die Unterstützung der Greise des Lepraheims, um alte Wörter und Texte schriftlich aufzeichnen zu können. Englert begreift folglich die transkulturelle Eigenart der Sprache und Kultur der Insel und hat aus diesem Grund ein Interesse daran, die autochthone Sprache in einem reinen Zustand zu registrieren.

Ausgehend von der Charakterisierung des Rapanuis in der Betitelung des Buches als „antiguo idioma“ ist das Bewusstsein der Rettung als Ausdruck eines universalistischen Denkens Sebastián Englerts interpretierbar. Er verwendet nicht zuletzt ein Epigraph von Couto de Magalhães, in dem steht: „Cada lingua que se extingue, sem deixar vestigios escritos, é uma importante pagina da historia da humanidade que se apaga e que depois não poderá mais ser restaurada“ (10). In diesem Zusammenhang lässt sich im Denken Englerts zu diesem Zeitpunkt ein eher ebenbürtiges und nichthierarchisches Zusammenleben des Europäischen und des Indigenen erkennen. Dies alles erlaubt darauf hinzuweisen, dass die *Leyendas de Islas de Pascua* (1980), seine wichtigste Publikation literarischer Ausrichtung, ebenso als Rettung früherer Lebensformen und mündlicher Literaturen verstanden werden können.

Das Zusammenleben

In der Auffassung des Zusammenlebens in und für Chile seitens der Kapuziner befindet sich grundsätzlich eine andere Fokussierung als diejenige des chilenischen Staates. Der Staat sieht in der Homogenisierung des Landes die unabdingbare Voraussetzung für ein im Sinne der Konstruktion einer europäisch orientierten Nation erfolgreiches Zusammenleben. Die Kapuziner lebten in Gemeinschaft mit den aufzulösenden Kulturen und kümmerten sich darum, ihre Weltauffassung (Sprache, Literatur, Botanik, Zoologie usw.) zu registrieren, d.h. sie erkannten trotz allerlei eurozentrischen Äußerungen die Existenz und Legitimität anderer Kulturen und deren Weltsichten im chilenischen Territorium. Die Patres konnten aufgrund des Vertrages mit dem Vatikan und der

chilenischen Regierung keine klare Haltung zur Problematik des vielkulturellen und viellogischen Chiles einnehmen, sie waren sich jedoch der Unterdrückungssituation der Indigenen vollkommen bewusst; daher plädierten sie nicht nur in ihren Schriften für diese Gesellschaften mittels der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihrem Kulturgut, sondern auch als Verteidiger im Kontext der Landusurpationen in der Araukanie.

Die Kapuziner haben in den Indigenen widersprüchlicherweise sowohl Mitmenschen als auch eine primitive Rasse gesehen. Die Texte Sebastián Englerts sind in ihrer Vielschichtigkeit repräsentativ für derartige Widersprüchlichkeiten: der Pater lobt beispielsweise Merkmale des Mapudunguns, hält aber gleichzeitig die Mapuche für ein primitives Volk; er plädiert Jahre später für die Rettung der Sprache und Literatur der Osterinsel, auch wenn seine Aufgaben dort grundsätzlich in der Chilenisierung der insulanischen Kultur mittels ihrer Bekehrung zum Christentum bestehen. Ebenso stellt die Kompatibilität der Tätigkeiten als Priester und Forscher in Englert und den anderen Patres ein Dilemma dar, einer will die autochthone Kultur durch die Christianisierung und Chilenisierung vernichten, der andere will sie wiederum für die Wissenschaft retten.

Obwohl sich Englert nicht explizit darauf bezieht, lassen sich aus seinen hier kommentierten Texten Indizien des für ihn notwendigen Zusammenlebens ableiten. Er vertritt die Ansicht – anhand der Anerkennung sowie der wissenschaftlichen Auslotung des Kulturbesitzes der ebenfalls das südamerikanische Land konstituierenden indigenen Gesellschaften – ein „Zusammenleben der Rassen“ in Chile nicht nur jener Epoche, sondern auch in prospektiver Hinsicht zu entwickeln.

Unter Berücksichtigung seiner Wertschätzung der von den Patres Augusta, Frauenhäusl und von Moesbach edierten literarischen Texte der Mapuche-Kultur bzw. seiner eigenen Sammlung von Erzählungen der polynesischen Insel, kann man die Literaturauffassung des in Dillingen geborenen Kapuziners nachvollziehen: als Reservoir nichteuropäisch orientierter Lebensformen und weltanschaulicher Spezifika, ganz zu schweigen von ihrem linguistischen Wert. Dies kann mit der Etteschen Argumentation bzgl. der „Literaturen der Welt“ kontextualisiert werden:

Die Literaturen der Welt enthalten und entfalten in ihren vielsprachigen Texten nicht nur die unterschiedlichsten Lebensformen und Lebensnormen, sondern generieren ein komplexes transareales Lebenswissen und

ZusammenLebensWissen, das in den vorgefundenen wie in den erfundenen Landschaften der Theorie dieser Texte experimentell erprobt wird (2012b: 42).

Die Literaturen der Welt bieten als offene, vielsprachige und auf fundamental-komplexe Weise viellogische, *polylogische* Strukturierung weltweiten Zuschnitts nicht nur einen Erprobungsraum, sondern zugleich ein Reservoir an Wissensformen und Wissensnormen des Zusammenlebens [...] (2012a: VI).

Die Arbeiten Englerts konstituieren ein auf der Basis von der Missionstätigkeit eigenen Bewegungen transarealer Art konstruiertes Wissen, das – den Forschungen Ottmar Ettes folgend – Normen und Formen des Zusammenlebens der von ihm untersuchten Kulturen speichert. Sie tragen in diesem Sinne aufgrund des Zutagetretens unterschiedlicher Logiken zudem auf eine prospektive Weise zum friedlichen Zusammenleben in Chile bei.

Im Gegensatz zum damaligen nationalstaatlichen Diskurs wird Chile in der philologischen Produktion Englerts als vielkultureller und mehrsprachiger Raum verstanden. Englert widerspricht in diesem Zusammenhang der Auffassung Chiles als ein von einer romanischen Sprache beherrschter Raum, welche sich gegen die anderen behauptet und diese gleichzeitig verdrängt. In diesem Sinne plädiert sein Werk für eine Disziplin jenseits der Romanistik um die linguistische Lage Chiles adäquat wissenschaftlich zu erfassen. Die Romanistik als Wissenschaft, die bestimmte Kulturräume ausgehend von der Präsenz einer Sprache bzw. Sprachfamilie auslotet, reicht in Englerts Konzeptionen für den chilenischen Kultur- bzw. Wissensraum nicht aus. Der Kapuziner arbeitet in einer Chile und dem südamerikanischen Raum angepassten Wissenschaft und zieht daher Folgendes in Betracht: „En el inmenso campo de idiomas indígenas sudamericanos, la ciencia lingüística ha progresado muy poco hasta el día de hoy“ (1936: 75).

Ein polylogisches Chile wird vor allem in den philologischen Forschungen Englerts dargelegt. In seinen Untersuchungen nimmt er trotz seiner eurozentrischen Urteile die Existenz eines widersprüchlich mehrkulturellen und mehrlogischen Chiles wahr, dessen unterschiedliche kulturelle Räume er durchkreuzt und dessen Besonderheiten er in seinen Publikationen zutage fördert.

Bibliographie

- Augusta, Félix José de, 1903. *Gramática Araucana*. Valdivia: Imprenta Central J. Lampert.
- . 1910. *Lecturas araucanas (narraciones, costumbres, cuentos, canciones, etc.)*. Valdivia: Imprenta de la Prefectura Apostólica (con la cooperación de Fray Sigifredo de Frauenhaeusl).
- . 1916. *Diccionario araucano-español y español-araucano*. Santiago de Chile: Imprenta Universitaria.
- Englert, Sebastián, 1933. „Mapuche und Cunza. Versuche einer phonetischen Sprachvergleichung“ in: *Deutsche Monatshefte für Chile*. Mitteilungen des Deutsch-Chilenischen Bundes. Valdivia, 14. Jahrgang, August 1933, 294-300.
- . 1934a. „Sprachliche Sonderheiten im Araukanischen“, in: *Deutsche Monatshefte für Chile*. Mitteilungen des Deutsch-Chilenischen Bundes. Valdivia, 15. Jahrgang, Mai-Juni 1934, 224-226.
- . 1934b. „Los elementos derivados del Aymará y Quichua en el Idioma Araucano“, in: *Anales de la Facultad de Filosofía y Educación*. Sección de Filología. Tomo I, cuaderno núm. 1, Prensas de la Universidad de Chile, 5-27.
- . 1934c. „Araucano y Rapanui. Ensayo de comparación lingüística“, in: *Anales de la Facultad de Filosofía y Educación*. Sección de Filología. Tomo I, cuaderno núm. 1, Prensas de la Universidad de Chile, 28-35.
- . 1936. „Lengua y literatura araucanas“, in: *Anales de la Facultad de Filosofía y Educación*. Sección de Filología. Tomo I, cuadernos núm. 2 y 3, Prensas de la Universidad de Chile, 62-109.
- . 1938a. „Un aspecto psicológico de la raza araucana“, in: *Anthropos*. Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Band XXXIII, Heft 5/6, Sept.-Dez. 1938, St. Gabriel, Wien-Mödling, Deutsches Reich, 944-951.
- . 1938b. „Del folklore araucano. Relación de un ardid de guerra“, in: *Anales de la Facultad de Filosofía y Educación*. Sección de Filología. Homenaje a la memoria del Dr. Rodolfo Lenz. Tomo II, cuaderno núm. 1, 1937-1938, Prensas de la Universidad de Chile, 18-22.
- . 1938c. „Del folklore de la Isla de Pascua. Un cuento sobre el primer uso de la obsidiana como arma“, in: *Anales de la Facultad de Filosofía y Educación*. Sección de Filología. Homenaje a la memoria del Dr. Rodolfo Lenz, Tomo II, cuaderno núm. 1, 1937-1938, Prensas de la Universidad de Chile, 23-25.

- . 1938d. *Diccionario Rapanui-Español*. Redactado en la Isla de Pascua. Santiago: Prensas de la Universidad de Chile.
- . 1939. „He horu o Rapanui. Costumbres de la Isla de Pascua“, in: *Revista chilena de historia y geografía*. Tomo LXXXVI, enero-junio 1939, N° 94, Santiago de Chile: Imprenta Universitaria, 184-215.
- . 1948. *La tierra de Hotu Matu'a*. Historia, etnología y lengua de la Isla de Pascua. Padre Las Casas: Imprenta y Edit. “San Francisco”.
- . 1978. *Idioma Rapanui*. Gramática y diccionario del antiguo idioma de la Isla de Pascua. Santiago: Ediciones de la Universidad de Chile.
- . 1980. *Leyendas de Isla de Pascua*. Santiago: Ediciones de la Universidad de Chile.
- Ette, Ottmar, 2012a. „Vorwort“, in: Ette, Ottmar, (Hg.). *Wissensformen und Wissensnormen des Zusammenlebens*. Literatur–Kultur–Geschichte–Medien. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, V-VII.
- . 2012b. „Windrose der Begriffe: Globalisierungen, Vektorisierungen, Literaturen der Welt: Transareale Studien“, in: *TransArea*. Eine literarische Globalisierungsgeschichte. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 1-49.
- Holzbauer, Hermann, 2006. „Datos biográficos de los misioneros capuchinos de Baviera. I. Padres. II. Hermanos“, in: Arellano Hoffmann, Carmen/Holzbauer, Hermann/Kramer, Roswitha, (eds.). *En la Araucanía*. El Padre Sigifredo de Frauenhäusl y el parlamento mapuche de Coz Coz de 1907. Madrid/Frankfurt am Main: Iberoamericana/Vervuert, 473-498.
- Meier, Johannes, 1996. „El Padre Sebastián Englert O.F.M. Cap. (1888-1969) y su forma de comprender la actividad misional. Epílogo teológico“, in: Kohut, Karl, (ed.). *Sebastián Englert*. Primer siglo cristiano de la Isla de Pascua. 1864-1964. Frankfurt am Main/Madrid: Vervuert/Iberoamericana, 133-140.
- Moesbach, Ernesto Wilhelm de, [1930] 2006. *Lonco Pascual Coña ñi tuculpazugun*. Testimonio de un cacique mapuche. Santiago de Chile: Pehuén Editores.
- Mulloy, William, 1969. „Obituary. Sebastian Englert (1888-1969)“, in: *American Anthropologist*. Washington D.C., Vol. 71, Nr. 6, 1109-1111.
- Riedl, Luis Beltrán, 1996. „El Padre Sebastián Englert, rey sin corona de la Isla de Pascua“, in: Kohut, Karl, (ed.). *Sebastián Englert*. Primer siglo cristiano de la Isla de Pascua. 1864-1964, Frankfurt am Main/Madrid, Vervuert/Iberoamericana, 41-44.

REZENSION

Griessner, Florika/Vignazia, Adriana, (Hg.), 2014. *150 Jahre Italien*. Themen, Wege, offene Fragen. Wien: Praesens Verlag, 413 S.

Vorliegender Band entstand im Rahmen bzw. im Nachhall einer Tagung, die 2011, im 150. Jubiläumjahr der italienischen Einigung hin zu einem sog. Nationalstaat, unter demselben Titel an der Karl-Franzens-Universität Graz stattfand. Der Band ist in drei größere thematische Teile gegliedert. Der erste „Zur Konstruktion des Nationalstaats“, der einer ausführlichen Einleitung (11-24) folgt, sammelt Beiträge über die Rolle sprachlichen und kulturellen Einflusses bei der Konstituierung nationaler Identität. In den einleitenden Artikeln von Michael Metzeltin „Die Entstehung der modernen Nationalstaaten. Mit besonderer Berücksichtigung Italiens. Ein Vorschlag für einen kulturdiplomatischen Metadiskurs“ (27-42) und von Helmut Konrad „Welche Nationen? Welche Staaten? Zur politischen Umsetzung der sogenannten ‚nationalen Einigungen‘ im 19. Jh.“ (43-51) geht es im weitesten Sinne darum, wie Nationen über Symbole, Mythen und die Darstellung von (historischer) Kollektivität erfunden und geschaffen werden. Metzeltin zeigt die dabei stattfindenden chronologischen Prozesse und „mythisierenden Strategien“ (29), die von der Bewusstwerdung bis zur Globalisierung reichen, während Konrad anhand der Jahrzehnte vor der *Unità* mit ihren Unabhängigkeitskriegen darstellt, dass die „Erfindung von Tradition“ auf einer „Auswahl und Bündelung von historisch real existierenden Elementen“ einerseits sowie einem „Ausblenden unpassender Teile auf der anderen Seite“ (50) beruht. Francesco Sabatini in „Sprache, Nation und Staat in Italien“ (52-65) beschäftigt sich mit dem Toskanischen als Sprache der Bildungsschicht und welche Rolle diese beim Einigungsprozess gespielt hat. Gualtiero Boaglio beschreibt „die Entstehung des Begriffs *Italianità*“ (66-81) als Resultat der Sprach- und Hegemonialpolitik, der eben nicht auf literarische Faktoren zurückzuführen ist.

Die weiteren Beiträge im ersten Teil widmen sich der Literatur, Musik und bildenden Kunst und wie in diesen Werken die politische Einheit bzw. der Wunsch nach dieser thematisiert wird. Adriana Vignazia beschreibt in „Literatur und Unabhängigkeit in der Pariser Zeitschrift *L'Esule/L'Exilé*“ (82-102) die Themen und die Sprache dieser Zeitschrift und wie diese versuchte, die französische Öffentlichkeit über kulturelle Beiträge von der „Legitimität des italienischen Kampfes um die Befreiung von Fremdherrschaften“ (99) zu überzeugen. Susanne Knallers Text „Politische Briefe: Ugo Foscolos *Ultime*

lettere di Jacopo Ortis“ (103-113) eröffnet uns diesen Briefroman als sowohl in der literarischen und gesellschaftspolitischen Situation Italiens verankerten als auch kulturkritischen Text mit explizit zeitgenössischem Hintergrund, während Sarah Zappula Muscarà in „Rocco Ricci Gramitto und Stefano Pirandello am Aspromonte“ (133-141) den unveröffentlichten Roman *Timor sacro* von Stefano Pirandello beschreibt, der zum einen autobiographisch als Familiengeschichte, zum anderen als Aufarbeitung der politischen Spannungen im Risorgimento zu lesen ist. „Essay und Risorgimento – Die Bewertung nationaler Einheit in der literarischen Essayistik bis zum Ersten Weltkrieg“ (114-132) von Albert Göschl beschreibt uns hingegen den Essay als literarische Gattung der politischen Krisenbewältigung. In „Risorgimento statt Räuberliteratur: Italiens eigener (literarischer) Weg im 19. Jh.“ (142-156) führt Elke Lackner aus, wie der Räuberhauptmann in Frankreich, Deutschland, England und Spanien als zentrale positive und negative Identifikationsfigur fungiert und insgesamt die Räuberliteratur im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert dort als beliebte Gattung zu sehen ist. Das Fehlen dieses Typs in Italien wird darauf zurückgeführt, dass die Alltagswelt während des Risorgimento auf die Einigungsbewegung ausgerichtet war. Christian Springer führt in „Risorgimento und Musik in Italien am Beispiel Giuseppe Verdis – Mythos und Realität“ (157-175) durch die Opernkomponisten im 19. Jh. und entlarvt die symbolische Bedeutung für das Risorgimento der Opern von Giuseppe Verdi als im Nachhinein entstandenen Mythos, da nur eine einzige seiner Opern *La battaglia di Legnano* als politisches Statement gesehen werden kann. Der letzte Beitrag des ersten Teils führt durch die Malerei in der Zeit des Risorgimento. Anna Villari beschreibt in „Das Risorgimento und die Erneuerung der nationalen Bildersprachen (1848-1870)“ (176-194) „die Wende weg von einer idealisierenden Historienmalerei, hin zu einer realitätsgetreuen Darstellungsform“ (182), die das oft selbst Beobachtete wirklichkeitsnah als Geschichte des Landes in der Kunst aufleben lässt.

Die Beiträge im zweiten Teil versuchen Widersprüche in der offiziellen Historiographie sowie ungelöste Fragen unter einem objektiven Blickwinkel zu beleuchten. Mario Isnenghi umreißt in seinem Beitrag „Eine Geschichte Italiens“ (197-212) die Motive für das „wie und warum“ seiner 2011 publizierten *Storia d'Italia*,¹ in der er die Dialektik der Geschichte, in der immer zwei Strömungen vorhanden sind, herausarbeitet. In den folgenden beiden Artikeln geht es um die Beiträge zu Entstehung eines einheitlichen Staates, zum einen

¹ Isnenghi, Mario, 2011. *Storia d'Italia*. I fatti e le percezioni dal Risorgimento alla società dello spettacolo. Roma/Bari: Laterza.

der Freimaurerlogen, zum anderen der jüdischen Minderheit. Antonio Trampus („Die Freimaurerei und die Einheit Italiens“, 213-226) zeigt anhand von biographischen Daten und der Werke von Francesco Saverio Salfi die positiven Verflechtungen zwischen Freimaurerei und Staat im 19. Jh., während Tullia Catalan in „Italienische Juden: von der Integration zur Nation. Individuelle und kollektive Schicksale beim Aufbau des italienischen Staates“ (227-246) darstellt, wie die Teilnahme am Unabhängigkeitskrieg zum Erwerb nationaler Identität und zum Gefühl des Erwerbs der vollen Bürgerechte bei der jüdischen Minderheit führt. Adriana Chemello widmet sich in dem Artikel „Nel glorioso avvenire della mia patria‘. Frauen und Schriftstellerinnen während der Einigung Italiens“ (247-269) der Aufarbeitung der Rolle der Frauen als Protagonistinnen des Risorgimento, deren Präsenz und Mitwirkung zu oft und sehr lange totgeschwiegen wurde. Um die Mitwirkung der Frauen bei der Verbreitung staatlicher Ideologien in breiten Schichten der Bevölkerung, allerdings in Deutschland, geht es auch bei Laura Auteri (270-282). Sie stellt uns in „Die deutsche Nation in den Liebesromanen zwischen Reichsgründung und erstem Weltkrieg“ drei Autorinnen vor, die in ihren Romanen das Zugehörigkeitsgefühl zur „deutschen Nation“ fördern. Maria Rosa di Simone fasst in „Österreichisches Recht und Patriotismus im Risorgimento“ (283-296) die Konkurrenz zwischen dem *Code napoléon* und dem in vielen Regionen „traditionell implementierten“ österreichischen Recht zusammen, eine Frage, die aufgrund der Eingliederung immer neuer Regionen in den Jahrzehnten nach der Einigung wiederholt aufflammt und unter italienischen Juristen diskutiert wird. Renate Lunzer gibt uns in „Die ‚verlorenen Ideen‘ des italienischen Risorgimento. Zum Werk des Historikers Claus Gatterer“ (297-313) einen kurzen Überblick über die Biographie dieses Grenzgängers zwischen Italien und Österreich sowie eine Darstellung seiner wichtigsten Werke, die immer auch das Ziel haben, Vorurteile zwischen den beiden Ländern abzubauen zu helfen. Fiorenza Fischer („Die Einigung Italiens. Wirtschaftliche Aspekte: Neue Perspektiven der Geschichtsforschung“, 314-325) zeigt uns anhand neuer statistischer Forschungen, dass das wirtschaftliche Nord-Süd-Gefälle in Italien ein Ergebnis der Einigung und der Einführung eines vereinheitlichten Wirtschafts- und Steuersystems ist, da die zuvor bestehenden Strukturen im Süden nicht weiterentwickelt wurden. Den Abschluss des zweiten Teils des Bandes bildet der Beitrag von Piero Violante „Der Gips und das Fragment. Zur Einigung Italiens“ (326-337), der uns die Geschichte Siziliens nach 1861 näherbringt, das erst mit dem Sieg der Linken bei den Wahlen von 1874 eine politische Führungsschicht herausbildet, die sich mit dem neuen Staat identifiziert.

Der dritte Teil nimmt sich die Rezeption des Risorgimento und der *Unità italiana* zum Thema. Während Roberta Ascarelli in „‘Am Vorabend des Schabbats der Geschichte’: Der Zionismus und das dritte Rom“ (341-361) darstellt, wie der Kampf um die Unabhängigkeit Italiens für Teile der jüdischen Gemeinschaft zum Vorbild für einen „politischen Kampf der Juden für die Juden als Nation“ (358) dient, beschreiben Pavel Helan („Das italienische Risorgimento und sein Bezug zu Böhmen“, 362-375) und Ilona Fried („Die Rezeption der italienischen Kultur des 19. Jh. in Ungarn“, 367-389) die Reaktionen der böhmischen und ungarischen Intellektuellen, Literaten und Künstler, die sich als Begeisterung für die Idee der Befreiung von Österreich und deren Gegenteil zusammenfassen lassen. Der letzte Beitrag des Bandes von Maria Chiara Mocali („Freiheit, Demokratie und Risorgimento bei Ludmilla Assing“, 390-402) handelt von der in Hamburg 1921 geborenen Autorin Ludmilla Assing, die in ihren Werken und Übersetzungen für demokratische Ideale steht und sich – ab den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts in Florenz lebend – für ein fortschrittliches und modernes Italien einsetzte.

Alles in allem ein schöner Band, der die Jahre und Jahrzehnte vor und rund um die *Unità italiana* aus verschiedenen Blickwinkeln und Perspektiven beleuchtet und dabei viele interessante und zum Teil weniger aufgearbeitete Themen anspricht. Dem Titel des Buches, der einen Überblick über die 150 Jahre Italien erwarten lässt, entspricht das bis auf einige wenige Ausnahmen nicht. Der eine oder andere zusätzliche Beitrag über gesellschaftliche, kulturelle oder politische Entwicklungen, die sich innerhalb dieser hundertfünfzig Jahre abgespielt haben und in die Aktualität des 21. Jahrhunderts reichen, hätte dem Band gutgetan.

REZENSION

Klump, Andre/Kramer, Johannes/Willems, Aline (éds.), 2014. *Manuel des langues romanes*. Berlin/Boston: de Gruyter (Manuals of Romance Linguistics, vol. 1), X+755 pp.

Die "große Zeit" der Einführungen oder Handbücher in die romanische Philologie bzw. Sprachwissenschaft dürfte man in der Periode zwischen Meyer-Lübkes *Einführung* (1901) und Carlo Tagliavinis *Origine delle lingue neolatine* (1948) bzw. Benedek Elemér Vidos' *Handboek tot de Romaanse taalkunde* (1956) sehen. Die Bedeutung der letzten beiden Werke lässt sich nicht zuletzt aus den zahlreichen Übersetzungen erkennen, die von ihnen entstanden sind und aus der langen Zeitspanne, in der sie immer wieder aufgelegt wurden. Beide enthalten auch mehr oder weniger ausführliche Darstellungen der Geschichte des Faches. Dieser ist nach der ersten großen Gesamtschau von Gustav Gröber in seinem *Grundriss* (1904-06, 1-185) auch eine Arbeit wie Iorgu Iordans *Introducere în studiul limbilor romanice* (1932) gewidmet; auch dieses Werk wurde in mehrere Sprachen übersetzt und von den Übersetzern in (teilweise sehr) unterschiedlicher Weise bearbeitet, weshalb es nützlich sein kann, die verschiedenen Fassungen parallel zu konsultieren (die letzte, englische, Ausgabe wurde 1970 veröffentlicht). Dazwischen stehen Werke wie Heinrich Lausbergs *Romanische Sprachwissenschaft* (1956-62), von der vier der geplanten fünf Bände erschienen sind, die indes auf eine Darstellung der Fachgeschichte verzichtet. Allerdings zeigt sich, dass die Materie sich aufgrund der Fortschritte der Forschung so ausgeweitet hat, dass ein einzelner sie kaum noch bewältigen kann. Daher ist das *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, das zwischen 1988 und 2005 unter der Herausgeberschaft von Günter Holtus, Michael Metzeltin und Christian Schmitt in acht Bänden (mit zwölf Teilbänden) erschienen ist und die (bislang) letzte Gesamtdarstellung des Faches bildet, eine Gemeinschaftsarbeit, an der eine große Zahl von (damals) aktiven romanistischen Sprachwissenschaftlern teilgenommen haben. In gewissem Sinne bildet es den Abschluss einer Forschungsepoche. Die danach erschienen Handbücher sind fast alle vor allem für Studierende gedacht, die sich einen Überblick verschaffen wollen/sollen, sie beschränken sich meist auf den Umfang, den man glaubt, Lernenden heute noch zumuten zu können. In meinen Augen verdient noch ein Band eine besondere Erwähnung, weil er zwar umfangmäßig relativ bescheiden ist, aber dennoch mit Erfolg versucht, (exemplarisch) einen Gesamtüberblick über das Fach zu geben, nämlich die

Einführung in die romanische Sprachwissenschaft von Hans-Martin Gauger, Wulf Oesterreicher und Rudolf Windisch (1981); sie enthält einen guten, wenn auch aufgrund seines Aufbaus für Studierende nicht immer leicht lesbaren, Teil zur Fachgeschichte.

Die lange Einleitung schien mir notwendig um zu zeigen, an welche Vorläufer der vorliegende Band und die mit ihm beginnende Reihe anschließen möchten. Die Reihe soll in etwa fünfzig Bänden eine Gesamtdarstellung der romanischen Sprachwissenschaft bieten, dieser Band sozusagen das Feld abstecken; als Gesamtherausgeber fungieren Günter Holtus und Fernando Sánchez Miret. Die verschiedenen Bände sollen in den romanischen Sprachen und Englisch abgefasst werden, Deutsch als Wissenschaftssprache in diesem Bereich ist ausgeschieden. Das Vorhaben ist ehrgeizig, man kann ihm nur gutes Gelingen wünschen.

Zunächst ein knapper Überblick: der vorliegende Band gliedert sich in sechs ungleich gewichtige Teile. Auf 75 Seiten wird die Geschichte der Disziplin behandelt, danach folgen nützliche Inventare der etymologischen und historischen Wörterbücher und der historischen Grammatiken der romanischen Sprachen von Christoph Groß und Andrea Seilheimer (91-145). Den dritten Teil bilden zwei sehr gute Repertorien der mittelalterlichen und modernen Quellen, also der verfügbaren Korpora, aus den Federn von Elmar Eggert und Claus D. Pusch (149-195). Der vierte Teil ist der Vorgeschichte der romanischen Sprachen gewidmet: neben dem Übergang vom Lateinischen zum Romanischen und den Anfängen der romanischen Sprachen behandeln zwei Teilkapitel die *Romania submersa*, also die verlorenen Teile des ehemaligen Sprachgebiets, bekanntlich eines des Forschungsgebiete von Johannes Kramer (199-286). Der weitaus größte Teil des Bandes ist monographischen Portraits der einzelnen romanischen Sprachen gewidmet (289-674); ihm folgen drei Beiträge zu den romanisch basierten Kreolsprachen (677-747). Der Band zählt dreizehn romanische Sprachen auf, bleibt damit also etwas unter der Zahl des *LRL*: während das Frankoprovenzalische hier als Sprache aufgeführt wird, werden das Korsische, das Asturische und das Aragonesische nicht mit einem eigenen Eintrag versehen. Alle Einzelbeiträge schließen mit recht ausführlichen Bibliographien ab. In der Einleitung (6/7) weisen die Herausgeber darauf hin, dass der Band relativ rasch geschrieben und redigiert wurde und den einzelnen Autoren daher viel Freiheit für den Aufbau und die inhaltlichen Schwerpunkte ihrer Texte gelassen wurde. Auf einige der Beiträge wird im Folgenden noch ausführlicher eingegangen.

Die fachgeschichtlichen Beiträge von Pierre Swiggers, Johannes Kramer und Aline Willems lesen sich gut. Sie geben knappe Überblicke, die Informationen sind sicher und auf neuem Stand. Kramer und Willems gelingt es, auf knappem Raum die wichtigsten Tendenzen der romanischen Sprachwissenschaft – gerade auch im Unterschied zu anderen Teilbereichen – in den letzten hundert Jahren zusammenzufassen; deshalb hätte man gerne etwas mehr von ihnen gelesen. Detail: Eugenio Coseriu hat immer seinen uruguayischen Pass behalten und sich meines Wissens nie als Argentinier verstanden (69).

Die der Übergangszeit gewidmeten Kapitel geben dem Leser im Allgemeinen einen guten Überblick über die Entwicklungen. Während der Text von Ursula Reutner („Du latin aux langues romanes“) in meinen Augen eher traditionell vorgeht und der historischen Soziolinguistik nur einen knappen Platz einräumt, gelingt Lidia Becker eine ausgezeichnete Synthese von Einführung in die Fakten und den Stand der augenblicklichen Forschungsdiskussionen. Detail: den Erfinder der tironischen Noten, einer Art Kurzschrift zu Zeiten Ciceros, wird man eher als „Schreiber“ (*scribe*) denn als „Schriftsteller“ (*écrivain*) bezeichnen (203). Recht unterschiedlich sind die beiden Beiträge über die *Romania submersa*: während Johannes Kramer auf knappem Platz über das Verschwinden des Romanischen auf den Britischen Inseln, in Südosteuropa und in Afrika informiert, ist der Beitrag über die Verschiebungen der Sprachgrenze im heutigen deutschen Sprachgebiet (von Wolfgang Haubrichs und Max Pfister) relativ ausführlich, verliert sich aber oft in Details; eine Straffung hätte ihm gut getan. Andererseits scheint es heute, dass das Romanische aus Vorarlberg erst relativ spät, im 18. oder sogar erst im 19. Jahrhundert wirklich verschwunden ist und nicht schon im 13./14. Jahrhundert (237).

Da die Herausgeber den Autoren viel Freiheit gelassen haben (obwohl sie in der Einleitung schreiben, dass sie die externen Faktoren in den Vordergrund stellen wollen, 6), ist es nicht verwunderlich, dass die einzelnen Beiträge unterschiedliche Schwerpunkte setzen. So gibt der Beitrag über das Rumänische von Victoria Popovici vor allem eine Darstellung der grammatischen Verhältnisse, die Sprachgeschichte wird in wenigen Paragraphen abgehandelt und eine soziolinguistische Diskussion fehlt weitgehend. Umgekehrt geht der kurze Beitrag von Wolfgang Dahmen und Johannes Kramer über die übrigen Formen des Rumänischen (Aromunisch, Megleno-Rumänisch, Istrorumänisch) letztlich nur auf Veränderungen ein, die seit den letzten Publikationen der beiden Autoren zu diesem Thema eingetreten sind; man kann den *horror repetitionis* bei zwei Autoren verstehen, die kontinuierlich gerade über diesen Bereich gearbeitet haben und, außerhalb des rumänischen Sprachraums, die wohl am besten ausgewiesenen Fachleute sind, aber in einem *Manuel* wie diesem

wäre eine explizitere Darstellung gerade über einen für den „gewöhnlichen Romanisten“ kaum bekannten Bereich sinnvoll gewesen. Hier wurde eine Chance verpasst.

Es ist klar, dass die Darstellung des Sardischen neben der soziolinguistischen Situation den komplexen internen Verhältnissen einen relativ ausführlichen Raum widmen muss; Philipp Burdy gelingt die Verbindung zwischen beiden Aspekten und damit die Formulierung der aktuellen Probleme. Die Einschränkung der Präsentation des Italienischen von Livia Gaudino Fallegger auf wenige aktuelle Phänomene der „Restandardisierung“, des gesprochenen Italienisch und der Stellung des Italienischen angesichts der sprachlichen Globalisierung verweist zwar auf aktuelle Fragen, setzt aber eine Vertrautheit des Lesers mit dem Italienischen voraus. Das lässt die Frage nach der Zielgruppe des Bandes anklingen. Sehr gut scheint mir die Darstellung des Friulanischen aus der Feder von Sabine Heinemann; sie macht mit grundlegenden sprachlichen Fakten bekannt und benennt zugleich die soziolinguistischen Probleme. Ähnlich geht Sylvia Thiele in ihrer Darstellung des (Dolomiten-) Ladinischen vor; in ihrem Beitrag fällt auf, dass – entgegen des sonstigen *usus* des Bandes – etliche der deutschen Zitate nicht übersetzt sind. Auch Ricarda Livers Text über das Rätoromanische verbindet externe und interne Aspekte, allerdings unter Bevorzugung der letzten, wobei sie differenziert auf Unterschiede zwischen den einzelnen „Idiomen“ eingeht.

Die Darstellung des Französischen in Europa aus der Feder von Jutta Langenbacher-Liebgott beschränkt sich umgekehrt ausschließlich auf eine externe Darstellung der Situation des Französischen in den verschiedenen politischen Einheiten Europas, in denen es vorkommt. Allerdings geht sie kaum auf die wirklichen Kommunikationssituationen ein und beachtet Phänomene der Mehrsprachigkeit, die in manchen Gebieten eine Rolle spielen, fast nicht. Man wird sich fragen dürfen, ob man die Straßburger Eide noch als ersten „französischen“ Text bezeichnen kann (450); auch die Infragestellung der Existenz des *francien* durch Bernard Cerquiglini hätte wohl eine Erwähnung verdient (450). Natürlich kann man sich dafür entscheiden, in einem auf Französisch abgefassten Werk auf eine interne Darstellung des Französischen ganz zu verzichten; vielleicht wäre eine engere Artikulation mit dem Beitrag über das außereuropäische Französisch sinnvoll gewesen, der auch auf Interna eingeht. Wenigstens ein Minimum an bibliographischen Hinweisen wäre hilfreich gewesen. Der Beitrag von Bernhard Pöll über das Französische außerhalb Europas schreitet nach einem guten knappen historischen Überblick die einzelnen Gebiete ab, vor allem in Bezug auf Amerika erwähnt er auch interne Erscheinungen. Der Stille Ozean wird dagegen nicht erwähnt. Zwei

Details: der ehemalige Belgische Kongo wurde erst unter der Diktatur von Mobutu in *Zaire* Anfang der siebziger Jahre umbenannt (und nach seinem Sturz „rückbenannt“); auch Madagaskar hat neben dem Französischen das Madegassische als offizielle Sprache (471). Andererseits ist zwar in den Überseedepartements das Französische stark auf dem Vormarsch, aber das Kreolische ist als Erstsprache, etwa auf dem Lande, noch nicht verschwunden, die Situation ist komplex (und im Übergang, 487). Der Text über das Okzitanische von Constanze Weth geht wieder notwendig vor allem auf externe Fragen ein; eine gedrängte interne Übersicht macht den Anfang. Die Verfasserin wendet sich auch soziolinguistischen Fragen wie der Normativierung und dem Problem des Sprachgebrauchs zu. Manches hätte sich mit einer strikteren Gliederung etwas ökonomischer darstellen lassen. Nicht ganz klar ist, warum im Titel des Beitrages noch immer „le provençal“ als Synonym von „l’occitan“ auftaucht; eigentlich ist diese Auseinandersetzung (außerhalb des Sprachgebiets, wo sie noch einige Eiferer beschäftigt) heute überwunden. Detail: nach den bekannten Quellen wurde Louis Bellaud de la Bellaudière um 1543 geboren (498). Eigennamen werden nicht ganz konsequent bald in okzitanischer, bald in französischer Graphie notiert. Der Beitrag über das Frankoprovenzalische von Frank Jablonka geht zunächst auf Definitionsprobleme ein, bevor er einen Ausflug in die Geschichte macht und sich dann den aktuellen sprachpolitischen Diskussionen widmet. Diese Präsentation ist vor allem eine kluge Meta-Diskussion.

Die Darstellung des Katalanischen durch Sandra Herling gibt zwar einen guten Überblick, sowohl über externe als auch interne Fakten, auch der Aufbau ist gut, allerdings machen eine relativ große Zahl von Druckfehlern die Lektüre mühsam. Nicht klar ist, warum die Ortsbezeichnungen nur auf Französisch bzw. Kastilisch erfolgen, nicht aber auf Katalanisch. Details: das Wörterbuch von Pompeu Fabra erschien zuerst 1932 (542), die konkreten Maßnahmen des Franco-Regimes gegen das Katalanische begannen erst 1938 mit der Eroberung von Lleida (542), und der Diktator Franco ist schon 1975 gestorben (543). Durch das italienische Gesetz über Minderheitensprachen von 1999 hat das Katalanische in Alguer/Alghero gewisse institutionelle Möglichkeiten (544). Das Kapitel über das Spanische (Kastilische) in Europa stößt auf ein ähnliches Problem wie die Darstellung des Französischen. Allerdings lösen die Autoren, Carsten Sinner und Encarnación Tabares Plasencia es anders: nach einem Überblick über die interne und externe Geschichte zählen sie die geographischen Varietäten auf (man weiß, dass das seit langem ein Schwerpunkt der Arbeit von Sinner ist); dabei finden über den Umweg über die kastilischen Varietäten auch das Asturische und Aragonesische eine kurze

Erwähnung. Der Beitrag kann durch seine Präzision und Konsistenz bestehen. Ähnlich gut konzipiert ist der Text von Volker Noll über das Kastilische außerhalb Europas. Nach einem historischen Überblick über die koloniale Expansion werden die einzelnen Gebiete einschließlich der Entstehungstheorien (und ihres heutigen Standes) abgehandelt. Kurze Abschnitte sind dem Sphardischen, dem Spanischen in Afrika und auf den Philippinen gewidmet. Alf Monjour berücksichtigt bei der Beschreibung des Galicischen (Galegischen) interne und externe Aspekte, wobei er besonders auf das Problem der heutigen Verwendung (und der Zukunftsaussichten) der Sprache eingeht. Der Beitrag von Christina Ossenkop zum Portugiesischen in Europa teilt sich ebenfalls in interne und externe Aspekte, während der von Sybille Große neben einer starken historischen und externen Komponente auch auf die sprachlichen Unterschiede in den verschiedenen überseeischen Gebieten eingeht.

Den letzten Teil des Bandes bilden die Beiträge über die Kreolsprachen: Carolin Patzelt schreibt über die französisch basierten, deren Verteilung, interne Aspekte und Versuche zu ihrer Normalisierung. Obwohl das zu behandelnde Material sehr heterogen ist, gelingt es ihr, einen guten Gesamteindruck zu verschaffen. Die spanisch basierten Kreolsprachen werden von Dan Munteanu Colán diskutiert; er bemüht sich um die Erwähnung aller in Frage kommenden Kandidaten, allerdings gerinnt das dort, wo es sich um bloße Kontaktvarietäten handelt, zu einer (sehr knappen) Aufzählung. Angela Bartens schließlich behandelt die portugiesisch basierten Kreolsprachen. Obwohl auch sie eine große Zahl von Varietäten auf knappem Raum behandeln muss, schafft sie es, einen schlüssigen Gesamteindruck zu vermitteln. Die Leser werden es begrüßen, dass auch die Kreolsprachen in den Band aufgenommen wurden; allerdings wäre eine (kurze) Diskussion über die Argumente für und wider diese Entscheidung angebracht gewesen.

Der Band stellt insgesamt eine eindrucksvolle Leistung dar. Angesichts der unterschiedlichen Konzeptionen der Texte fragt sich der Leser bisweilen, für welche Zielgruppe er gedacht ist: manche Beiträge setzen wohlinformierte Leser voraus, während andere auch für Studierende in frühen Semestern geeignet sind. Wäre es nicht möglich gewesen, durch klarere Vorgaben ein einheitlicheres Bild zu erzielen? In einigen Fällen ist der Aufbau ziemlich unübersichtlich. Darüber hinaus fehlt es an wenigstens kurzen Vorstellungen der Autorinnen und Autoren. Man hätte sich mehr Karten gewünscht; an einigen Stellen sind sie relativ zahlreich, an anderen, wo sie zum Verständnis der Leser sehr nützlich gewesen wären, fehlen sie völlig. An manchen Stellen zeigen sich terminologische Unsicherheiten: bisweilen ist von „Webliographie“ die Rede,

in anderen Fällen von „Webographie“. Kann man den *Ethnologue* wirklich ohne Kommentar als Quelle verwenden? Ein Teil der Beiträge hätte noch einmal sorgfältig Korrektur gelesen werden müssen, einige hätten auch einer „toilette stylistique“ bedurft. Dazu gehört auch, dass die Wissensstände nicht immer dieselben sind: so wird etwa (106 und 171) erwähnt, dass Helmut Stimm Initiator des DOM (*Dictionnaire de l'occitan médiéval*) war, das nach seinem Tode von Wolf-Dieter Stempel übernommen wurde, 164 ist von Stimm nicht mehr die Rede; ähnlich ergeht es eine Seite zuvor Kurt Baldinger im Hinblick auf den *Dictionnaire étymologique de l'ancien français*. Vereinzelt fehlen im Text erwähnte Referenztitel in den Schlussbibliographien. Die meisten Beiträge sind mit angenehm wenigen Fußnoten geschrieben; hätte man ihre Zahl in einigen Fällen nicht verringern können? Man hätte sich gewünscht, dass die Herausgeber am Ende nochmals mit „ordnender Hand“ über alle Beiträge gehen.

Natürlich betreffen diese Bemerkungen nur Kleinigkeiten, aber die zahlreichen Leser, die man dem Band wünscht, können damit vielleicht nicht in allen Fällen umgehen. Daher wünsche ich mir, dass der Band bald in einer genau durchgesehenen Studienausgabe erscheint, die auch Studierenden und anderen Interessenten preislich zugänglich ist (leider unterstützt die Preispolitik des Verlages aufklärerische Anliegen nur wenig, ich denke, im Sinne der wünschenswerten Verbreitung des vermittelten Wissens wäre eine teilweise Neuausrichtung sinnvoll).

Oberwaltersdorf, 4. April 2015